

**250 Jahre Dorotheenstädtischer Friedhof - Festvortrag zur Buchvorstellung,
Chausseestr. 126, 31. August 2019**

**Betrachtungen in bewegten Zeiten - Festakt - 210 Jahre Casino zu Coblenz -
1808 – 2018, 21. März 2018 um 19.00 Uhr im Kaisersaal im Schloss zu Koblenz**

***Konsens und Konflikt* - ausgrenzen oder ausdiskutieren? Ein Plädoyer für
mehr Mut zur kontroversen Diskussion. Jahresempfang der Evangelischen
Kirche in Köln, 4. Dezember 2017**

**Festvortrag - 25 Jahre kirchliche Telefonseelsorge Berlin - „Ich bin da“ –
Überlegungen zur *Solidarität* in der Seelsorge, 30. November 2013**

**„Medizin und Theologie – zwei Disziplinen, ein Thema: der Mensch“ -
Verleihung der Promotionsurkunden an Studierende der Charité, 03. Juni
2012**

250 Jahre Dorotheenstädtischer Friedhof

Festvortrag zur Buchvorstellung

Chausseestr. 126, 31. August 2019

1. Der Friedhof als Abbild der jeweiligen Kirchen- und Stadtgeschichte

Friedhöfe sind Orte, an denen das Gedächtnis der Stadt aufbewahrt wird, Erinnerungsorte für die wechselvolle Geschichte der Stadt.

Berlin ist ohne die Vielfalt seiner alten Friedhöfe nicht denkbar. Sie prägen bis heute das Stadtbild und sind wie die Kirchen mit ihren Türmen Zeugen der Verbindung von Stadtgesellschaft und christlicher Kirche, Bürgergemeinde und Christengemeinde.

Der Dorotheenstädtische Friedhof ist wohl der bedeutendste Ort in der Stadt, an dem diese enge Verbundenheit so sichtbar zum Ausdruck kommt. 250 Jahre Friedhofsgeschichte sind 250 Jahre Geschichte der Stadt Berlin. Berlin hat alle Zeitläufte überdauert: Preußens Gloria und Niedergang, die Ohnmacht der ersten Demokratie, zwei Weltkriege, Naziterror und Völkermord, Scheitern des real-existierenden Sozialismus der DDR, Bau der Mauer und friedliche Revolution und die anschließenden Mühen des Zueinanderfindens von Ost und West. Auch wenn die Stadt schon lange nicht mehr überwiegend christlich geprägt ist – hier am Ort des Abschieds von allem Irdischen und der Hoffnung auf Auferstehung sind alle vereint, so verschieden sie zu unterschiedlichen Zeiten in ihren Überzeugungen und ihrem Wirken auch gewesen sein mögen und bis heute sind. Hier sind sie begraben und hier wird ihrer erinnert – bedeutende Persönlichkeiten, die dieser Stadt ihr Gesicht gegeben haben: Baumeister, Architekten, Bild-

hauer, Philosophen, Industrielle, Wissenschaftler, Dichter, Schriftsteller, Schauspieler, Widerstandskämpfer, Revolutionäre, Politiker. Karl Friedrich Schinkel, der Baumeister Preußens und Berlins; die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944; Bertolt Brecht, der große Dichter und Kämpfer für eine klassenlose Gesellschaft; Johannes Rau, Bundespräsident im wiedervereinigten Deutschland. Diese wenigen Beispiele und viele andere zeugen von Berlin als geistigem, kulturellem und politischem Zentrum Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart.

Von den beiden Kirchen, der Dorotheenstädtischen und der Friedrichswerderschen Kirche, auf deren Gemeinden der Ursprung dieses Friedhofs zurückgeht, hat die Friedrichwerdersche die Kriege und auch die tiefgreifenden architektonischen Veränderungen auf dem Friedrichwerder der Gegenwart überstanden. Hier schreibt sich Stadtgeschichte, die in enger Verbindung mit diesem Friedhof steht, auch an anderer Stelle fort. Die Kirchengemeinde fragt derzeit, wie der Schinkelbau zukünftig genutzt werden kann und soll, nach seiner Leidensgeschichte durch die zu enge nachbarschaftliche Bebauung. Wie kann das Gedächtnis eines der berühmtesten Baumeister dieser Stadt, der hier auf dem Friedhof begraben wurde, mit aktuellen Nutzungen der Kirche verbunden werden? Vor diesem Hintergrund ist es wunderbar, dass in der Geschichte des Dorotheenstädtischen Friedhofs auch die Geschichte der Friedrichwerderschen Gemeinde mit ihrer Kirche in ihren Ursprüngen und dem Zeitlauf festgehalten ist.

Zwei Phänomene dieses Friedhofs, die in den wissenschaftlichen Beiträgen zu seiner Geschichte in der vorliegenden Festschrift aufgeschrieben sind, möchte ich kurz aus dem vorliegenden Buch herausgreifen.

Jörg Kuhn beschreibt die Entwicklung des Friedhofs zu dem kulturhistorisch so besonderen Ort unserer Stadt anhand der Gravitationszentren, die jeweils eine deutliche Zunahme an Begräbnissen namhafter Persönlichkeiten zur Folge hatte. Als erstes dieser Gravitationszentren beschreibt er das Grab des Philosophen *Johann Gottlieb Fichte*, der 1814 auf diesem Friedhof begraben wurde. Weil Fichte hier seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, verfügte *Georg Wilhelm Friedrich Hegel* vor seinem Tod 1831, dass er neben Fichte beerdigt werden wollte. In vergleichbarer Weise hat das Grab *Karl Friedrich Schinkels* die Bestattung seiner Schüler und anderer namhafter Architekten nach sich gezogen. Den großen Namen angemessen nahm die Gestaltung der Grabdenkmäler an Aufwand und Pracht zu.

Im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart bilden die Gräber von *Bertold Brecht*, der hier 1956 beerdigt wurde, und von *Johannes Rau* im Jahr 2006, wieder neue Ankerpunkte.

Während sich die Entwicklung der kulturhistorische Bedeutung des Friedhofs im 19. Jahrhundert nachvollziehen lässt durch seine Zugehörigkeit zu dem Teil der Stadt, in dem eine Vielzahl von politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen lag, erklärt sich seine Attraktivität als Begräbnisort für Künstler und Politiker nach 1945 nicht unmittelbar.

Giselher Hickel geht in seinem Beitrag diesem Phänomen auf die Spur. Trotz der auf dem Friedhof dominierenden christlichen Symbolik und der Tatsache, dass der Friedhof den Kirchengemeinden gehörte, war der Friedhof auch in der DDR ein begehrter Begräbnisort. Giselher Hickel vermerkt:

„Diejenigen, die sich als erste in den 50er Jahren bewusst für diesen Ort entschieden, waren engagiert am Aufbau des neuen Staates beteiligt, und gleichzeitig war ihnen offenbar die Geschichte wichtig, die die Gräber

dieses Friedhofs so eindrücklich markieren. Sie wollten auch für Nachfolgende bezeugen, dass ihr neues Denken nicht von Zurückliegendem lösgelöst werden dürfe. Der Friedhof war im besten Sinn zum politischen Ort geworden.“ (S. 87)

Besonders finde ich an dieser Stelle das Zusammenwirken von Kirchengemeinde und Akademie der Künste. Ausgehend von der Bestattung Bertold Brechts wurde der Dorotheenstädtische Friedhof ein Begräbnisort wichtiger Kulturschaffender der DDR. Und damit ein Ort, an dem kirchliches und politisches Handeln nicht streng voneinander getrennt, sondern aufeinander bezogen wurde – für die Epoche der DDR-Zeit durchaus außergewöhnlich und bemerkenswert.

Für mich als evangelischen Christen, für den die Geschichte der Bekennenden Kirche und des christlich motivierten Widerstandes gegen Hitler, nicht nur wichtig, sondern identitätsstiftend für die Evangelische Kirche nach 1945 ist, sind natürlich die Erinnerungsorte für Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnany und für die Männer, die als Folge des nicht gelungenen Attentats auf Hitler noch kurz vor dem Ende des Krieges ermordet wurden, von besonderer Bedeutung. Sie haben wieder verstärkt aktuelle Relevanz bekommen, seitdem wir in Deutschland wieder Versuche beobachten müssen, völkisch-totalitäre Ideologien mit dem Christentum zu verbinden. Die Tatsache, dass viele Zeitgenossen offenbar noch nicht tiefgreifend darüber erschüttert sind, dass in Brandenburg eine Partei morgen bei den Landtagswahlen stärkste Partei werden könnte, deren Spitzenkandidat zweifelsfrei ein überzeugter Neonazi ist, zeigt, wie wichtig es ist, die Erinnerung an die weitsichtigen Persönlichkeiten der 1930er und 1940er Jahre wie Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnany zu pflegen.

2. Der Friedhof als Beitrag der evangelischen Kirche zu einer Kulturgeschichte des Umgangs mit dem Tod.

„Durch alle Perioden seiner 250jährigen Geschichte hindurch gibt es eine unveränderte Konstante: Der Dorotheenstädtische Friedhof war immer auch und zuerst ein ganz normaler Gemeindefriedhof. Seinen Alltag prägen auch heute noch die Leute von nebenan, die hier ihre Trauerarbeit leisten und sich mühen, durch fleißige Pflege dem kargen Berliner Sandboden ein möglichst üppiges Grünen und Blühen abzugewinnen..... Auch wenn der Friedhof kein Geheimtipp mehr als verborgenes kulturgeschichtliches Kleinod ist,, wurde er doch nicht zum Museum und wird es hoffentlich nicht werden, denn das Besondere gewinnt an Reiz im Gewand des Alltäglichen.“ (S. 87)

Mit diesen Worten schließt Giselher Hickel seinen Artikel über die Geschichte des Dorotheenstädtischen Friedhofs nach 1945.

Ein Friedhof ist ein Ort der Trauerbewältigung, genauso wie er ein Ort der Besinnung auf die Gestaltung des Leben ist. Im Tod sind alle vereint. Philosophen, Kommunisten, Christen, Atheisten, große und kleine Denker, Alte und Junge, Berühmte und weniger berühmte Menschen. Dies kann man hier studieren. Eben gerade weil dieser Friedhof kein Museum ist, sondern Lebensort inmitten einer pulsierenden Stadt.

Die Bedeutung von Sterben und Tod für das eigene und für das gesellschaftliche Leben ändert sich beständig. Gegenwärtig verzeichnen wir einen Trend zu anonymen Bestattungen und zu ununterscheidbaren Gemeinschaftsgrabanlagen.

Der Tod soll nichts kosten, der Pflegeaufwand für ein Grab gering sein. Das Leben findet jetzt statt, Erinnerungsorte für unsere Toten erscheinen vielen als zu aufwändig.

Unterschiedliche städtebauliche Perspektiven haben zu einer beständigen Umstrukturierung dieses Friedhofs geführt. Dabei war das Bewusstsein für die Bedeutung der Erinnerung, die sich in der besonderen Gestaltung und Erhaltung von Grabstätten ausdrückt, durch die Zeiten nicht immer konstant. Die Kirchengemeinden haben immer auch ökonomisch gedacht und mussten es auch. Es gab Zeiten, da finanzierte sich das Gehalt der Pfarrer von den gesellschaftlich bedeutenden Bestattungen, was manche Annahme einer Bestattung befördert haben mag. Der Wert der Grundstücke stand auch klar vor Augen. und so erlebten manche Friedhöfe das Schicksal, dass Straßen und Gebäude auf den Gräbern von Vorfahren gebaut wurden. Unsere Vorgängerinnen und Vorgänger im Glauben und in der Gestaltung des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens waren keine besseren Menschen. Und doch lehrt uns das Kleinod dieses Dorotheenstädtischen Friedhofs die kulturelle Bedeutung unseres Umgangs mit Sterben und Tod. Trauerkulturen dienen dem Trost und der Auseinandersetzung mit der Endlichkeit des Lebens. Sie helfen, das Sterben eines geliebten und/oder bedeutenden Menschen zu „verarbeiten“. Das Wort ist vielleicht zu profan. Ich meine hier mit „Arbeit“, dass wir dem Sterben eine Bedeutung geben und diese ausdrücken durch das, *was* wir auf die Gräber schreiben und *wie* wir sie gestalten. Sie sind eine bleibende Würdigung des Lebens und der Erkenntnisse, die sich uns durch ein Leben und im Laufe eines Lebens erschlossen haben. Gräber sind unser kulturelles Gedächtnis. Es fällt auf diesem Friedhof auf, wie oft der Auferstandene dargestellt ist. Vielleicht war es eine Modeerscheinung, vielleicht

aber auch Ausdruck der Hoffnung auf die Geborgenheit in der Zukunft. Beides wirkt ineinander.

Vergegenwärtigen wir uns diese Bedeutung der Friedhöfe, so wird nachvollziehbar und einleuchtend, wie wichtig es ist, dass die reiche Kultur unserer Friedhöfe in der Mitte unserer Stadt bewahrt wird. Die vorliegende Aufarbeitung der Geschichte des Dorotheenstädtischen Friedhofs leistet dazu einen wichtigen Beitrag.

Friedhofskultur schafft Raum, den existentiellen Fragen des Lebens zu begegnen. Sie erhält den Morgenglanz der Ewigkeit inmitten einer geschäftigen Stadt. Friedhofskultur schafft Ruhe und Erholung. Er ist der Ort, wo der Tod seinen Platz hat im Alltag unseres Lebens, quasi als Nachbar, als Gefährte zur Lebensbewältigung. Ein Ort, der wie Giselher Hickel es so schön beschreibt, auch der Platz sein kann, „*wo die Rentner Zerstreung suchen und um die Zuneigung der Friedhofskatzen wetteifern*“ (S. 87). Nicht zuletzt ermöglicht er eine Begegnung mit dem Evangelium auch für viele, denen dieses zuvor nicht vergönnt war.

3. Der Friedhof als Beispiel für die Entwicklung einer zeitgenössischen Bestattungskultur

Dieser Friedhof hat nicht nur eine herausragende Geschichte, er hat auch eine herausragende Gegenwart. Anknüpfend an die berühmten Architekten des 18. und 19. Jahrhunderts wurde hier mit der Lichtkunst des weltberühmten Künstlers James Turrell vor vier Jahren zeitgenössische Kunst gestaltet, die Menschen aus aller Welt anzieht.

Auferstehungshoffnung bekommt durch die Lichtkunst von James Turrell eine neue Gestalt. Der Auferstandene, der uns auf den Gräbern in personifizierter Gestalt entgegen kommt, begegnet durch die Kunst James Turrells jetzt als Licht. Turrell selbst beschreibt dieses Licht als körperlich spürbar und als Verweis auf seinen Ursprung:

„Die Qualität der Lichtsubstanz kann zwar nicht berührt werden, sie ist jedoch körperlich spürbar. Oft strecken Betrachter die Hand aus und versuchen, es zu berühren. Mein Werk handelt insofern von Licht, als dieses präsent ist: Mein Werk ist nicht eine Abhandlung von Licht oder gar eine Dokumentation. Es ist das Licht selbst. Licht ist nicht so sehr etwas, was aufdeckt, enthüllt; es deckt sich selbst auf, enthüllt sich selbst.“

„Und es ward Licht“ (Gen 1, 3) – damit beginnt das Schöpfungshandeln Gottes. Jeder Morgen, der wird, erinnert uns an die Neuschaffung des Lebens. Und an die Zusage Christi: „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ (Joh 8,12)

Die künstlerische Gestaltung der Friedhofskapelle hat einen Ort geschaffen, an dem dies erfahrbar werden kann. Lesungen im Lichtraum von James Turrell verbinden den Geist der auf diesem Friedhof Bestatteten mit der gegenwärtigen Welt. Auferstehung wird so neu interpretiert.

Ein Beitrag zur Entwicklung einer zeitgenössischen Bestattungskultur ist schließlich auch das *Café Doro*. Durch das Café greifen Tod und Leben ineinander. Der Tod bleibt nicht ein von unserem Leben abgetrennter Bereich. Indem ich umgeben von Verstorbenen dem Leben nachgehe in geselliger Runde oder allein, essend und trinkend, das Leben genießend, setze ich die in unserer Gesellschaft so oft getrennten Bereiche miteinander in Beziehung. Der Tod kann

dadurch einen Teil seines Schreckens verlieren und das Leben an Tiefe gewinnen. Ein Ort der Begegnung schafft Anknüpfungspunkte für die Trauernden. So bleiben sie mit dem Tod nicht allein, sondern finden eine Brücke zurück ins Leben.

Wir blicken heute auf eine einzigartige Geschichte und eine sehr besondere Gegenwart. Ich wünsche dem Dorotheenstädtischen Friedhof, dass er auch in Zukunft der Ort bleibt, an dem Stadt- und Kirchengeschichte sich verbinden, an dem in herausragender Weise die Kultur des Umgangs mit dem Tod gepflegt und weiterentwickelt wird und an dem – und das ist letztlich das Wichtigste – Menschen einen würdigen Ruheort finden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Betrachtungen in bewegten Zeiten - Festakt - 210 Jahre Casino zu Coblenz - 1808 – 2018, 21. März 2018 um 19.00 Uhr im Kaisersaal im Schloss zu Koblenz

21. März 2018

I.

Gegründet in bewegten Zeiten

„Es waren unruhige Zeiten, als das Casino zu Coblenz im Dezember 1807 und im Januar 1808 aus der Taufe gehoben wurde.“ So, meine sehr verehrten Damen und Herren, lautete der erste Satz der Sonderbeilage der Rheinzeitung zum 200. Jubiläum des Casino zu Koblenz vor zehn Jahren, im Jahr 2008. Unruhige Zeiten, wahrlich. Das Schloss, in dem wir heute feiern, war gerade erst einmal gut 20 Jahre alt, das Theater noch ein Jahr jünger – zwei repräsentative Gebäude, die gebaut worden waren, um eine stolze Botschaft zu verkündigen: die kurtrierische Residenzstadt Coblenz würde eine noch bedeutendere Rolle spielen als zuvor. Doch dann kam sehr schnell alles anders. Schon acht Jahre nach Fertigstellung des Schlosses, im Jahr 1794 wurde die kurfürstliche Regierung durch die Franzosen aufgehoben. 1808 war die Zeit, Sie erlauben mir als ehemaligem Pfarrer der Florinskirche darauf hinzuweisen, in der das Inventar dieser würdigen Stiftskirche, in der einst Nikolaus von Kues Dechant war, verkauft wurde, verramscht; von 1807 bis 1811 hat diese Zeit des Ausverkaufs gedauert.

Wir brauchen nicht viel Fantasie, um uns vorzustellen, wie die Bürgerinnen und Bürger von Koblenz sich in diesen Jahren gefühlt haben. Eine altherwürdige Ordnung war einfach weggefegt worden. Das Neue, das Kommende hatte noch

keine verlässliche Kontur. Und in einer solchen bewegten, von Unsicherheiten geprägten Zeit, fanden sich Bürgerinnen und Bürger, die bereit waren, im Geist der Freiheit Verantwortung zu übernehmen: „Freiheit, Urbanität und Eintracht“ waren die drei Begriffe mit denen das Casino zu Coblenz sein Profil definierte. Die Pflege des kulturellen Lebens, Bildungsarbeit, Konversation und Diskussion, gesellschaftliches Leben, darum ging es – und darum geht es. Das Casino zu Coblenz hat sich bis heute durch die Zeiten hindurch dieser Tradition verpflichtet gefühlt. Nur in der Zeit dumpfer Geistlosigkeit, während des Nationalsozialismus, als nationalistische Rechtspopulisten an die Macht gekommen waren, wurde die Arbeit verboten. „Das Casino muss verschwinden“ war die Parole des Koblenzer Gauleiters. Und so war es. Die Arbeit wurde gleichgeschaltet. Aber dabei ist es – gottlob! – nicht geblieben. Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft konnte die Casino-Arbeit nach 1945 wieder aufgenommen werden. Und in diesem Jahr 2018 können Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, das 210. Jubiläum feiern. Sie stehen in einer ehrwürdigen Tradition: Bürgerliches Engagement im Geist der Freiheit, der Urbanität und der Eintracht – dies zu pflegen und fortzuführen das ist Ihr Auftrag.

II.

Bewegte Zeiten heute

Jede Zeit hat ihre eigene Prägung. Und Geschichte wiederholt sich nicht. Jede Generation hat neu die Verantwortung, zu fragen, wo sie steht und was sie zu tun hat. Leopold von Ranke, der große preußische Historiker und Mitbegründer der modernen Geschichtswissenschaft, hat es so gesagt: "**Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott**, und ihr Wert beruht ... in ihrer Existenz selbst, in ihrem Eigenen selbst". Und deshalb haben auch Sie die Verantwortung, *heute* neu zu

Fragen, wie Sie die Tradition und den Auftrag der Casino-Gesellschaft aktuell leben und fortführen wollen.

Auch heute empfinden viele Bürgerinnen und Bürger die Zeiten als bewegt. Aber natürlich können wir die Gründungszeit des Coblenzer Casinos nicht einfach mit der Gegenwart vergleichen. Wir leben heute – gottlob! – nicht in einer so grundlegenden Zeitwende wie vor 210 Jahren. Unsere demokratische Grundordnung ist gefestigt. Unsere gesellschaftlichen Institutionen sind etabliert und haben sich in den letzten 70 Jahren, seit Ende des Nationalsozialismus, in der westlichen Bundesrepublik bewährt und seit dem Fall der Mauer auch in den neuen Bundesländern. Was aber führt dann heute dazu, dass Menschen die Zeiten als bewegt, ja verunsichernd erleben? Warum hat sich bei manchen Bürgerinnen und Bürgern unseres Landes ein Gefühl der Sorge, der Unsicherheit, ja, der Verlorenheit breit gemacht?

Meine Landeskirche erstreckt sich über die dynamische und wachsende Metropole Berlin und über das Land Brandenburg bis in die schlesische Oberlausitz, das heißt rund um die Stadt Görlitz. In Brandenburg und in Görlitz hat die rechtspopulistische Partei, die die Grenze zum Rechtsextremismus nicht klar zieht, überproportional viele Stimmen bei der Bundestagswahl 2017 bekommen. 33 Prozent der Zweitstimmen zum Beispiel in Görlitz. Dort ist sie die stärkste Partei geworden. Zwar wollen 60 Prozent der rechtspopulistischen Wähler gar nicht, dass die Partei, die eine Alternative zu unserer freiheitlichen Gesellschaft propagiert, wirklich Regierungsmacht bekommt. Es wird aus Protest gewählt und mit dem Feuer gespielt. Unzufriedenheit soll ausgedrückt werden. In den östlichen Bundesländern wird gar unser demokratisches System mit dem kommunistischen System der DDR verglichen. System gleich System. Und wie man das eine ablehnte, so nun auch das andere. Vielfach wird nicht mehr geglaubt, dass die liberale Demokratie in der Lage sei, die Probleme der

Gegenwart zu lösen. Braucht es nicht neue autoritäre Führungspersönlichkeiten und eine neue, straffere Ordnung, um unser Deutschland in einer sich globalisierenden Welt zu erhalten? – Nicht nur in Dresden, jetzt auch in Cottbus gehen Menschen auf die Straße, weil sie kein Vertrauen mehr in die aktuelle Gesellschafts- und Regierungsform haben. Menschen, die der Mut verlassen hat, werden zu Wutbürgern. Töne werden wieder laut, die an die dunkelste Zeit unserer deutschen Geschichte erinnern.

Woran liegt es? Die Gründe sind vielfältig und Vereinfachungen oder gradlinige Schuldzuweisungen helfen nicht. Dennoch wird man sagen können: Es ist ein dumpfes Gefühl der Angst, die in Wut umschlägt: Angst vor dem eigenen gesellschaftlichen Abstieg. Angst vor dem Verlust der vertrauten Heimat in einer sich globalisierenden Welt, die Veränderungen von uns abverlangt, ob wir es wollen oder nicht. Angst vor *dem* Fremden und *den* Fremden. Und diese Angst ist besonders dort am größten, wo bisher am wenigsten Erfahrungen mit Fremden gemacht worden sind – wie in Dresden und in Cottbus, und wo die negativen Projektionen und durch Fakten nicht belegbare Verschwörungstheorien deshalb den besten Nährboden finden. Europa – bislang ein hoffnungsvolles Friedensprojekt wird als Bedrohung der eigenen Stabilität empfunden. Und der Blick über den deutschen Tellerrand in die europäischen Nachbarländer zeigt, dass es dort Populisten gelingt, die Errungenschaften der bisherigen europäischen Einigung kleinzureden und den Nationalegoismus wieder stark zu machen.

Von Berlin aus erlebe ich all diese Entwicklungen hautnah mit. Denn wir haben enge Partnerschaften mit der Diözese London, mit den polnischen Lutheranern und wir erleben die Diskussionen in Ungarn zum Beispiel auf den osteuropäischen Begegnungstagen der Evangelischen Kirchen. Im Austausch mit unseren Partnerkirchen bekommen wir mit, wie sich das gesellschaftliche Leben

in anderen europäischen Ländern in den letzten Jahren dramatisch verändert hat. Wenige Tage nach der Brexit-Entscheidung habe ich einen Brief vom Bischof von London erhalten, in dem er sein großes Bedauern über diese Entscheidung zum Ausdruck gebracht hat und seinen Wunsch geäußert hat, unsere Partnerschaft nun umso intensiver zu leben. Vorgestern hat die neue Bischöfin von London meine Einladung angenommen, am 24. März 2019 im Berliner Dom zu predigen. Denn nach Angaben der britischen Regierung soll der Brexit am 29. März 2019 um 23 Uhr britischer Zeit rechtskräftig werden. Wir wollen genau in dieser Zeit ein Zeichen der Verbundenheit setzen. Mit unserer polnisch-lutherischen Partnerkirche verbindet sich eine wunderbare Versöhnungsgeschichte. Wir pflegen inzwischen gemeinsam das evangelisch-schlesische Erbe, in Görlitz und in den lutherischen Kirchen des Bistums Breslau, zum Beispiel in der herrlichen Friedenskirche in Jauer, wo wir im vergangenen Jahr mit einem großen Fest 20 Jahre Partnerschaft gefeiert haben. Diese deutsch-polnische Kirchenpartnerschaft pflegen wir heute sehr innig und sehr bewusst, gerade weil die politischen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland zurzeit angespannt sind.

Wir leben in bewegten Zeiten. Wir müssen auch mit Sorge auf die besorgniserregende Lage vieler Staaten an den Rändern Europas schauen. Als Mitglied des Rates der EKD habe die Aufgabe übertragen bekommen, mich um das evangelische Engagement in den Staaten des Mittleren Ostens zu kümmern. Mittlerer Osten im Sinne von „Middle East“ – wir würden sagen im „Nahen Osten“: in Syrien und im Libanon, in Jordanien und im Irak, in Palästina, in Israel und in Ägypten.

Im Oktober vergangenen Jahres, gegen Ende des Reformationsjubiläumsjahres, waren die orthodoxen Patriarchen der Kirchen des Mittleren Ostens bei uns in

Berlin zu Gast, auch Papst Tawadros II von der koptisch-orthodoxen Kirche in Ägypten.

Eindrücklich haben die Patriarchen die Situation der Christen im Mittleren Osten beschrieben, in den Ursprungsländern des Christentums. Über Jahrhunderte ist dort das Zusammenleben der Religionen gut oder zumindest angemessen gelungen. Jetzt müssen wir von einer Situation äußerster Bedrängnis sprechen. Wir müssen der traurigen Tatsache in die Augen schauen, dass das Christentum zurzeit in dramatischer Weise aus vielen seiner Ursprungsländer vertrieben wird. Aber viele Christen finden bei uns in Deutschland Aufnahme. Im vergangenen Sommer habe ich die Zentren der koptisch-orthodoxen Kirche in Höxter und der syrisch-orthodoxen Kirche in Warburg besucht. In beeindruckender Weise pflegen unsere orthodoxen Mitchristen dort die Traditionen ihrer Kirchen. Sie tun es hier bei uns in Deutschland. Der noch sehr junge syrisch-orthodoxe Bischof für Deutschland Matthias Nayis, ein in Schweden im Exil aufgewachsener Mann, der dann noch als Jugendlicher nach Damaskus gegangen ist, um syrisch-orthodoxer Priester zu werden, vermittelt nun in dem ehemaligen Dominikanerkloster in Warburg in Westfalen, das er übernommen hat, den jungen Menschen seiner Kirche, die hier in Deutschland leben, die syrischen Liturgie in aramäischer Sprache, die Sprache, die auch Jesus gesprochen hat. Er bildet junge Priester aus und lädt die syrisch-orthodoxen Familien aus ganz Deutschland zu großen Familientreffen in sein Kloster nach Warburg ein. Er bewahrt hier bei uns in Deutschland die Tradition seiner syrischen Kirche auf Hoffnung hin ... damit dann, wenn es wieder möglich sein wird, in Syrien als Christ menschenwürdig zu leben, auch Christen da sind, die dann zurückkehren können, um das kirchliche Leben wieder aufzubauen. Wer zu schnell und zu populistisch über syrische Flüchtlinge negativ redet, sollte sich durch diese Fakten eines Besseren belehren

lassen. Was Manchem Angst macht, ist in Wahrheit auch ein Zeichen der Hoffnung!

Ja, wir leben in bewegten Zeiten.

III.

Die Rolle der Kirchen

Und was ist die Rolle, die die christlichen Kirchen bei uns in Deutschland in dieser bewegten Zeit zu spielen haben? Wir haben von unserer Botschaft her den Auftrag, für Verlässlichkeit einzustehen, für das Evangelium, für die Botschaft der Menschlichkeit, für die Werte der Gemeinschaft, für eine soziale Gesellschaft, die die Würde und Rechte jedes Einzelnen achtet.

Ich bin zunächst sehr dankbar dafür, dass es in einer ungeahnt erfolgreichen Weise gelungen ist, das vergangene Reformationsjubiläumsjahr 2017 im Geist der Ökumene zu feiern. Gab es anfänglich bei unseren römisch-katholischen Glaubensgeschwistern Bedenken, 500 Jahre Reformation mitzufeiern – der skeptische Spitzensatz lautete: „Kann man die Sünde feiern?“ – gemeint war die Sünde der Trennung – so wurde doch im Laufe des gemeinsamen Weges deutlich, dass wir dieses Jubiläum gemeinsam als Christusfest feiern konnten, dass wir Gottesdienstes feiern konnten, um die Verletzungsgeschichte zu heilen, dass wir Schritte aufeinander zugehen und uns gemeinsam den Herausforderungen der bewegten Gegenwart stellen konnten.

Im Februar vergangenen Jahres habe ich die überaus herzliche Audienz für den Rat der EKD beim Papst in Rom miterlebt, bei der Franziskus folgende Worte sagte:

„Wir wissen – in der Wirklichkeit der einen Taufe, die uns zu Brüdern und Schwestern macht, und im gemeinsamen Hören auf den Geist – in einer bereits versöhnten Verschiedenheit die geistlichen und theologischen Gaben zu schätzen, die wir von der Reformation empfangen haben.“ ... Und

er schloss mit den Worten: Ich bitte „den Heiligen Geist, der Einheit schafft und erneuert, Sie auf Ihrem gemeinsamen Weg mit dem Trost, der von Gott kommt (vgl. 2 Kor 1,4), zu kräftigen und Ihnen seine prophetischen und kühnen Wege aufzuzeigen....“

Prophetische und kühne Wege zu gehen, das ist Aufgabe der Christenheit in bewegten Zeiten.

Der Kirchentag in Berlin war ein großes, auch ökumenisches Ereignis, bei dem wir durchaus prophetisch und kühn in der Bundeshauptstadt zeigen konnten, dass wir für eine offene Diskussionskultur stehen und dass wir unsere Botschaft und unsere ethischen Werte selbstbewusst in die Diskussionen der bewegten Zeit einbringen wollen und können.

Wir haben das Reformationsjubiläum nicht als internes Kirchenfest gefeiert, erst recht nicht als „Protestanten-Party“ sondern als ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem deutlich wurde, wie stark unser Land und die Art wie wir die Gesellschaft gestalten, a u c h von der Tradition der Reformation bestimmt ist. Wir haben es im Dialog mit Juden und Muslimen und europaweit gefeiert. Ein hellblauer Sattelschlepper hat 68 europäische Städte angefahren, in denen die Reformation eine Rolle gespielt hat, und wir haben auf diese Weise bewusst gemacht, dass das reformatorische Erbe eine Kraft ist, die Europa zusammenhalten kann und soll.

Ich habe überall, wo ich im vergangenen Jahr anlässlich des Reformationsjubiläums gesprochen habe, gespürt, dass die Botschaft von der doppelten Freiheit eines Christenmenschen: Frei im Gewissen vor Gott, und befreit, dem Nächsten zu dienen, dass diese Botschaft verstanden und als äußerst relevant für uns heute gewertet wurde. Auch und gerade bei den vielen Atheisten im Bereich meiner Kirche. Denn Gewissensfreiheit und Einsatz für das Gemeinwohl, das ist es, was wir gerade in den aktuell bewegten Zeiten

brauchen. Und deshalb wäre es ein gutes Zeichen, wenn der Reformationstag ab jetzt ein bundesweiter Feiertag würde. Nicht als Protestantenparty, sondern als ein Gedenktag, der auf eine der wichtigen Grundlagen unserer freiheitlichen Gesellschaft aufmerksam macht.

Und wie sollen sich die Kirchen zu dem erstarkten Rechtspopulismus und Rechtsextremismus verhalten?

Die katholische wie die evangelische Kirche haben sich seit dem Aufkommen des Rechtspopulismus sehr klar und erkennbar gegen jede Form von Menschenverachtung ausgesprochen. Wo es um die Menschenwürde und die Menschenrechte aller Menschen, unteilbar und unbegrenzt, geht, da sprechen katholische und evangelische Kirche mit einer Stimme und machen sehr klar, dass Hass, menschenverachtende Thesen, Rassismus in jeder Form, mit einer christlichen Grundhaltung nicht zu vereinbaren sind. Die Position der Kirchen ist klar: Wer das Christentum für menschenverachtende Haltungen in Anspruch nehmen will, lästert Gott. Das Christentum ist ohne Jesus Christus nicht zu haben. Und Jesus Christus hat sehr eindeutig die Menschenwürde jedes Menschen verkündet, hat einen Ausländer zum leuchtenden Beispiel für die Nächstenliebe gemacht, den barmherzigen Samariter, und hat in der Bergpredigt aufgezeigt, dass leichtfertige Hassreden schnell Gewalt und Totschlag nach sich ziehen.

Eine neue Untersuchung aus dem Raum der katholischen Kirche hat gerade pointiert analysiert:

„Bei nahezu allen Themen, die in unserer Analyse berücksichtigt wurden, zeigen sich tiefgreifende Differenzen zwischen der Programmatik der Partei `Alternative für Deutschland` und der Sozialverkündigung der

katholischen Kirche. ...Die Unterschiede beziehen sich ... auf die Vorzeichen und Optionen, unter denen sie behandelt werden.“¹

Genau das ist es. Mag es auch in der einen oder anderen Thematik, die eine oder andere Überschneidung geben, das Grundproblem ist, dass bei den Rechtspopulisten alles in ein anderes Koordinatensystem eingefügt wird. Nicht in das Koordinatensystem eines christlichen Menschenbildes oder der Werteordnung unseres Grundgesetzes, sondern in eine latent völkische Ideologie, die die Menschenrechte unter das Volksinteresse unterordnet. Das aber ist mit den Kirchen nicht zu machen. Einmal ist es in der Geschichte unseres Landes gelungen, Teile der Kirchen zu völkischem Denken zu verführen. Noch einmal wird dies nicht gelingen.

IV.

Europa stark machen

Eine weitere Aufgabe haben die Kirchen in der aktuellen bewegten Zeit. Die Vision vom Friedensprojekt Europa neu stark zu machen.

Die europäische Christenheit hat schon vor längerer Zeit ihre Ziele für ein zusammenwachsendes Europa in einer „Charta Oecumenica“² formuliert. Das war im Jahr 2001. Jetzt ist es an der Zeit, diese Ziele verstärkt mit Leben zu füllen. Es sind jetzt keine Schön-Wetter-Ziele mehr, sondern Ziele, die verteidigt werden müssen. Ich erinnere an einige dieser Ziele:

¹ Zitiert nach: Marianne Heimbach-Steins (verantwortl.), Alexander Filipović (verantwortl.), Josef Becker, Maren Behrens, Theresa Wasserer, GRUNDPOSITIONEN DER PARTEI „ALTERNATIVE FÜR DEUTSCHLAND“ UND DER KATHOLISCHEN SOZIALLEHRE IM VERGLEICH. Eine sozialetische Expertise, Juni 2017, S. 74 und S. 82

² CHARTA OECUMENICA, Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, Strassburg 22.4.2001

1. Wir setzen die Botschaft von der Versöhnung gegen die Infragestellung eines verbindlich geeinten Europas. Und wir leben die Botschaft von der Versöhnung in vielen europäischen Partnerschaften.

Die europäischen Kirchen haben sich im Jahr 2001 in der Charta Oecumenica verpflichtet, die „Einigung des europäischen Kontinents“ zu fördern und „die Verantwortung Europas für die ganze Menschheit zu stärken, besonders für die Armen in der ganzen Welt“. (Leitlinie 7) Heute müssen die christlichen Kirchen dieses Ziel klar im Blick behalten und den Bürgerinnen und Bürgern Mut machen, sich weiter für das Friedensprojekt Europa einzusetzen, gegen all diejenigen die nur noch nationalen Egoismus predigen! Weltverantwortung gehört zum Wesen Europas. Nicht Abschottung!

2. Mit unserer Erinnerungskultur zeigen wir, dass wir aus Umkehr lernen können und motiviert werden, heute die Menschenwürde und Menschenrechte aller Menschen gleich zu achten.

Die Charta Oecumenica betont die Schuldgeschichte der europäischen Christenheit. Sie erwähnt besonders die Spaltungen, Verfeindungen und Kriege, sowie den Missbrauch von Glaube und Kirchen für politische Interessen, die die Glaubwürdigkeit des christlichen Zeugnisses schwer beschädigt haben. (Leitlinie 3) An diese gemeinsame Schuldgeschichte zu erinnern, heißt Hoffnung für die Zukunft zu gewinnen. Heute müssen die Kirchen dies offensiv vertreten gegenüber all denjenigen, die die Erinnerungskultur verächtlich machen!

3. Wir setzen uns ein für die gleiche Würde aller Menschen und pflegen den interreligiösen Dialog.

In der Charta Oecumenica verpflichteten sich die europäischen Kirchen, „jedem Versuch zu widerstehen, Religion und Kirche für ethnische oder nationalistische

Ziele zu missbrauchen“ (Leitlinie 7). Sie bezeichnen es als ihre Aufgabe, „miteinander den Dienst der Versöhnung auch für Völker und Kulturen wahrzunehmen“ (Leitlinie 8). Sie treten ein „für die absolute Gleichwertigkeit aller Menschen“ (Leitlinie 8). Sie wollen den christlich-islamischen Dialog „auf allen Ebenen intensivieren“, „den Muslimen mit Wertschätzung ... begegnen“ und „bei gemeinsamen Anliegen mit Muslimen zusammenarbeiten“ (Leitlinie 11). Sie wissen, dass die „Pluralität von religiösen und weltanschlichen Überzeugungen und Lebensformen ein Merkmal der Kultur Europas geworden (ist)“ und verpflichten sich, „die Religions- und Gewissensfreiheit von Menschen und Gemeinschaften anzuerkennen und dafür einzutreten, dass sie individuell und gemeinschaftlich, privat und öffentlich ihre Religion oder Weltanschauung im Rahmen geltenden Rechts praktizieren dürfen“ (Leitlinie 12). Heute müssen die Kirchen dieses Ziel verteidigen gegen alle Tendenzen, die Bemühungen um ein friedliches Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Religionen als „Ideologie des Multikulturalismus“ zu diffamieren und einen religiösen Kulturkampf zu schüren!

4. Wir engagieren uns für Menschen, die aus ihrer Heimat fliehen mussten.

Wir helfen ihnen, bei uns heimisch zu werden.

Wer in der Flüchtlingshilfe aktiv ist, der kennt die Probleme der Integration, der verharmlost sicherlich nichts, aber der erlebt jeden Tag, wie bereichernd es ist, Menschen anderer Kultur den Weg in unsere Gesellschaft zu bahnen.

Die europäischen Kirchen haben in der Charta ihren gemeinsamen Willen zum Ausdruck gebracht, dazu beizutragen, „dass Migrantinnen und Migranten, Flüchtlinge und Asylsuchende in Europa menschenwürdig aufgenommen werden“ (Leitlinie 8). Wir dürfen uns als Kirchen nicht darin beirren lassen, dass dies unser spezifischer christlicher Auftrag ist!

V.

Bewegt vom Geist der Freiheit und Verantwortung

Ich komme zum Schluss.

Sie haben mich eingeladen, zu Ihrem 210. Jubiläumfest zu sprechen. Ich habe die ehrenvolle Einladung auch deshalb gerne angenommen, weil ich glaube, dass nicht nur die Kirchen heute, in den bewegten Zeiten, eine wichtige Rolle zu spielen haben, sondern auch eine Gesellschaft wie das Casino zu Coblenz. In bewegten Zeiten ist das Casino entstanden. Damals haben sich Bürger gefunden, die sich aus dem Geist der Freiheit und der Verantwortung heraus für ihre Stadt einsetzen wollten. Bürgerschaftliches Engagement, aus der Mitte der Gesellschaft, das dafür einsteht, dass wir auch in Zukunft eine freiheitliche, von den ungeteilten Menschenrechten geprägte Gesellschaft bleiben, das ist es was wir heute in bewegten Zeiten brauchen. Wer viel im Ausland herumkommt – ich selbst habe dazu die Gelegenheit, weil ich unsere Partnerkirchen in aller Welt besuche, der kann nur Gott danken, wie wir bei uns leben können. Ja, wir leben geradezu auf einer Insel der Seligen. Aber wir dürfen nicht den Fehler machen, zu glauben, dass das selbstverständlich ist, ein Selbstläufer sozusagen. Leider glauben viele das immer noch, weil sie in ihrem Leben in Deutschland bisher nichts anderes erfahren haben. Aber diese Zeiten sind vorbei. Wir sind jetzt alle gefordert, im Geist der Freiheit und Verantwortung mit bürgerschaftlichem Engagement mit einzustehen für unsere bewährte Gesellschaftsform und ihre Grundwerte.

Die Tradition, in der Sie als Casino zu Coblenz stehen, ist dafür eine gute Basis.

Ich wünsche dem Casino zu Koblenz Gottes Segen für seinen weiteren Weg und danke für Ihre Aufmerksamkeit!

Konsens und Konflikt - ausgrenzen oder ausdiskutieren?

Ein Plädoyer für mehr Mut zur kontroversen Diskussion.

Jahresempfang der Evangelischen Kirche in Köln

4. Dezember 2017

I.

Einen Tag vor Heilig Abend in der Alten Försterei in Berlin. Der 1. FC Union lädt ins Stadion zum Weihnachtssingen ein. Jetzt schon ist für den 23. Dezember alles ausverkauft. Fast 30.000 Menschen werden dabei sein. Zum fünfzehnten Mal findet das Singen nun schon statt. Und das ist einmalig! Im atheistisch geprägten Ostberlin singt ein volles Stadion christliche Lieder, begleitet von einem Posauenchor aus der evangelischen Gemeinde. Und der pensionierte Pfarrer Müller wird wie alle Jahre wieder eine kurze Andacht halten, mit gemeinsamen Vater unser.

Als ich das erste Mal dabei war, kam ein junger Union-Fan auf mich zu und strahlte mich an: „Ist das nicht wunderbar, Herr Bischof. Heute sind alle eingeladen. Sogar die Fans von Hertha dürfen dabei sein, weil ja Weihnachten ist.“ Ja, wir haben eine Botschaft zu verkünden, die es sogar schafft, Eisern Union und Hertha zusammenzubringen! So wie zum Kind in der Krippe Menschen aus fernen Ländern gekommen sind und dazu Hirten aus der Heimat, wie Könige und Arme zusammenkamen bei dem erbärmlichen Flüchtlingskind, das die Liebe Gottes in ihnen geweckt hat, so versöhnt die Botschaft auch heute. Und diese Botschaft prägt unsere Gesellschaft, das ist vielen gar nicht mehr richtig bewusst. Sie ist eine der Quellen unserer Wertordnung: gleiche Würde und die gleichen Rechte für alle Menschen, gleich welcher Religion und Weltanschauung, gleich

welcher Kultur und Prägung. Die Weihnachtsbotschaft prägt unser Menschenbild.

Aber ist das Konsens in unserer Gesellschaft? Oder nicht? Oder nicht mehr? Oder war es noch nie wirklich Konsens, und jetzt tritt zutage, dass es auch ganz andere Haltungen unter uns gibt?

II.

Vier Tage vor dem Singen in der Alten Försterei werden wir uns in Berlin in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zur Gedenkveranstaltung anlässlich des Jahrestages des Terroranschlags auf dem Weihnachtsmarkt am Breitscheid-Platz versammeln. Vor einem Jahr tötete ein Islamist mit einem Sattelschlepper unschuldige Menschen, dazu gab es viele Verletzte. Und es gibt bis heute Augenzeugen, die mit Traumata zu kämpfen haben. Die damaligen Reaktionen auf das Attentat, zeigen eine Spaltung in unserer Gesellschaft: Während die einen eine Trauerfeier planten, in der der friedliche Grundkonsens in unserer Gesellschaft stark gemacht wurde gegen diesen Hass-Angriff, gemeinsam gestaltet von Juden, Christen und Muslimen, posteten andere sofort ihre Hass-schürenden Botschaften: „Merkels Tote“. Hier das Gedenken in der Gedächtniskirche, die bis heute als Mahnmal gegen Gewalt, Hass und Krieg ihre Versöhnungsbotschaft sichtbar in die Welt trägt; dort populistische Angriffe, die den Boden für weitere Menschenverachtung bereiten.

Konsens oder Konflikt? Gibt es einen Grundkonsens, der unsere Gesellschaft prägt?

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Menschenrechte formuliert, aus dem tiefen Bewusstsein heraus, dass Hass nur weiteren Hass gebiert, dass völkisches Denken letztlich die Völker gegeneinander aufbringt; dass verbale Abwertung von Menschen und Menschengruppen letztlich in Diskriminierung, Ausgrenzung,

Verachtung und Verfolgung endet. Unser Land gab sich ein Grundgesetz, das die Würde des Menschen als unantastbar beschreibt. Und die europäische Gemeinschaft entstand als Friedensprojekt. Gilt dies alles heute noch, unantastbar, unverbrüchlich, als allgemein anerkannter Grundkonsens?

III.

Ich beobachte in den letzten Jahren eine schleichende Verschiebung der Werte. Rechtspopulistische Funktionäre setzen kleine Nadelstiche, brechen Tabus, bringen spielerisch provozierende Thesen ein, die, nachdem sie sich genügend verbreitet haben, jonglierend wieder zurückgenommen werden. So verschiebt sich die Werteordnung dessen was als anständig gilt. Und so entsteht bei manchem ein neues Grundgefühl: „Endlich darf ich einmal wieder einen gesunden Selbstbehauptungswillen stark machen, ohne ständig auf die Rechte anderer, z.B. die von Minderheiten, Rücksicht nehmen zu müssen. Endlich darf ich wieder sagen, dass Flüchtlinge und Migranten da bleiben sollen, wo sie hingehören, jedenfalls nicht bei uns. Und dass Muslime nicht zu uns gehören.“ Es steckt etwas höchst Gefährliches in dieser Haltung: die Gefahr der Enthemmung, der Verachtung dessen, vor dem ich Angst habe, es besteht die Gefahr der Gewaltduldung, bis hin zur Gewaltbereitschaft; die Gefahr, lieber einen Schuldigen, einen Sündenbock, auszumachen, als sich selbst mitverantwortlich zu fühlen, dass Probleme auch gelöst werden, so mühsam es ist. Völkisches Denken wird wieder salonfähig, die Erinnerung an unsere Schuldgeschichte wird als „dämliche Erinnerungskultur“ bezeichnet. Die populistische Rechtspartei, die nun auch in den Bundestag eingezogen ist, bietet diesen Nadelstichen gegen unsere freiheitliche, von den allgemeinen Menschenrechten geprägte Gesellschaft, eine Bühne. Sie ist bisher noch in sich gespalten. Noch ist nicht ausgemacht, ob sie sich gegen den Rechtsextremismus in ihren eigenen Reihen

abgrenzen wird. Noch läuft einerseits ein Parteiausschlussverfahren gegen den Thüringer Frontmann des nationalistischen Flügels, weil auch AfD-Mitglieder gespürt haben, dass er wie im Dritten Reich redet – so eine Begründung für das Ausschlussverfahren. Andererseits bescheinigt ihm der Bundessprecher der Partei, dass in seiner Dresdner Rede, in der das Holocaust-Mahnmal in Berlin als „Denkmal der Schande“ bezeichnet wurde, nichts gesagt worden sei, was „die Ordnung oder Satzung unserer Partei verletzen würde“.³ Ja, wir haben eine Verschiebung der Werte. Und manchmal ist sie nicht mehr nur schleichend, sondern verändert teilweise schon sehr lautstark marschierend unsere Gesellschaft.

IV.

Konsens und Konflikt? Offensichtlich gibt es einen Konflikt in unserer Gesellschaft. Einen Streit um die Geltung der unverbrüchlichen und unteilbaren Menschenrechte. Und was ist in einer solchen Situation die Aufgabe der christlichen Kirchen?

Die katholische wie die evangelische Kirche haben sich seit dem Aufkommen des Rechtspopulismus sehr klar und erkennbar gegen jede Form von Menschenverachtung ausgesprochen. Wo es um die Menschenwürde und die Menschenrechte aller Menschen, unteilbar und unbegrenzt, geht, da haben katholische und evangelische Kirche mit einer Stimme gesprochen und sehr klar gemacht, dass Hass, menschenverachtende Thesen, Rassismus in jeder Form, mit einer christlichen Grundhaltung nicht zu vereinbaren sind. Die Position der Kirchen ist klar: Wer das Christentum für menschenverachtende Haltungen in Anspruch nehmen will, lästert Gott. Das Christentum ist ohne Jesus Christus nicht zu haben. Und Jesus Christus hat sehr eindeutig die Menschenwürde jedes

³ Zitiert nach: Marianne Heimbach-Steins (verantwortl.), Alexander Filipović (verantwortl.), Josef Becker, Maren Behrensen, Theresa Wasserer, GRUNDPOSITIONEN DER PARTEI „ALTERNATIVE FÜR DEUTSCHLAND“ UND DER KATHOLISCHEN SOZIALLEHRE IM VERGLEICH. Eine sozioethische Expertise, Juni 2017, S. 74

Menschen verkündet, hat einen Ausländer zum leuchtenden Beispiel für die Nächstenliebe gemacht, den barmherzigen Samariter, und hat in der Bergpredigt aufgezeigt, dass leichtfertige Hassreden schnelle Gewalt und Totschlag nach sich ziehen können.

Eine neue Untersuchung aus dem Raum der katholischen Kirche hat gerade sehr pointiert analysiert: „Bei nahezu allen Themen, die in unserer Analyse berücksichtigt wurden, zeigen sich tiefgreifende Differenzen zwischen der Programmatik der Partei `Alternative für Deutschland` und der Sozialverkündigung der katholischen Kirche.“ Und dabei gilt: „Die Unterschiede beziehen sich ... auf die Vor-Zeichen und Optionen, unter denen sie behandelt werden.“⁴ Genau das ist es. Mag es auch in der einen oder anderen Thematik, die eine oder andere Überschneidung geben, das Grundproblem ist, dass bei den Rechtspopulisten alles in ein anderes Koordinatensystem eingefügt wird. Nicht in das Koordinatensystem eines christlichen Menschenbildes oder der Werteordnung unseres Grundgesetzes, sondern in eine latent völkische Ideologie, die die Menschenrechte unter das Volksinteresse unterordnet. Das aber ist mit den Kirchen nicht zu machen. Einmal ist es in der Geschichte unseres Landes gelungen, Teile der Kirchen zu völkischem Denken zu verführen. Noch einmal wird dies nicht gelingen. Die Kirchen haben ihre Hausaufgaben gemacht. Wir sind nicht mehr verführbar. Für unsere evangelische Kirche gilt: Kein Pfarrer, keine Pfarrerin, der oder die auf die Barmer Theologische Erklärung ordiniert ist, kann eine völkische Ideologie vertreten, wenn er oder sie das Ordinationsgelübde ernst nimmt.

V.

Auf dem Kirchentag im Mai dieses Jahres in Berlin habe ich mit der damaligen Vertreterin der Christen in der AfD diskutiert, Anette Schultner. Ich kann mich

⁴ Ebd., S. 82

nicht erinnern, dass wir uns in irgendeinem Punkt einig gewesen sind. Aber es war eine faire Debatte. Zum Abschied habe ich ihr gesagt, ich glaube, sie würde eines Tages noch merken, dass sie von der AfD nur als Feigenblatt missbraucht wird. Inzwischen ist sie aus der AfD ausgetreten. In einem Zeitungsinterview hat sie gesagt: Sie habe geglaubt, mit der AfD ihre Themen vertreten zu können: Lebensrecht für Ungeborene, ein traditionelles Familienbild, keine Ehe für alle, kein Gendermainstream. Jetzt aber habe sie erkennen müssen, dass man in der AfD nicht mehr mehrheitsfähig sei, wenn man nicht den rechtsextremen Kurs mit vertrete. „Es gibt keine Chance mehr, die AfD zu einer realpolitisch wirkenden bürgerlich-konservativen Volkspartei zu machen.“ Und „Ich bin nicht bereit, eine Feigenblattfunktion zu erfüllen.“⁵

Ich bin davon überzeugt, dass wir heute klare politische Zeichen setzen müssen. Und das heißt für mich: Solange sich die AfD nicht eindeutig vom nationalistischen Flügel abgrenzt, werde ich als Leitender Geistlicher kein offizielles Gespräch mit einer AfD-Fraktion führen. Natürlich bieten wir jederzeit in Brandenburg oder in Berlin auf Arbeitsebene einen Austausch mit unserem Länderbeauftragten an. Da können Informationen und Positionen ausgetauscht und abgeklärt werden. Aber offizielle Gespräche kann ich mir nicht vorstellen, solange diese Partei sich nicht ohne Wenn und Aber vom Rechtsextremismus distanziert.

Nein, es wird nicht gelingen, das Christentum für rechtspopulistisches Denken zu vereinnahmen. Und auch nicht für eine Politik, die unser Land gegen andere Länder abschotten will. Mauern aufzubauen, um Probleme zu lösen, das hat in der Geschichte noch nie funktioniert, das hat mit der Berliner Mauer nicht funktioniert, das hat im südafrikanischen Apartheidsstaat nicht funktioniert. Und

⁵ Tagesspiegel Online, 16.10.2017, Artikel von Maria Fiedler, „AfD-Austritt: `Da war das Maß voll“.

so wird auch keine Abschottungspolitik im Zeitalter der Globalisierung funktionieren.

Martin Luther King, dessen fünfzigsten Todestag wir in 2018 feiern werden, hat mit theologisch klarem Blick in meiner Bischofskirche St. Marien auf dem Alexanderplatz im Jahr 1964 im geteilten Berlin in einer kurzen Predigt in der übervollen Kirche bei einem Blitzbesuch im Ostteil Berlins, begründet, warum Mauern zwischen Menschen nicht mit dem christlichen Glauben vereinbar sind:

„...hier sind auf beiden Seiten der Mauer Gottes Kinder, und keine durch Menschenhand gemachte Grenze kann diese Tatsache auslöschen.“ Und, so sagte er weiter: „Überall wo Menschen die trennenden Mauern der Feindschaft abbrechen, da erfüllt Christus seine Verheißung.“

Auf beiden Seiten der Mauer – Gottes Kinder! Das ist der Ruf des Evangeliums an die, die heute Mauern bauen wollen. Denn: Was ist dann mit denen jenseits der Mauer? Die im Mittelmeer ertrinken – Sie sind Gottes Kinder! Die in Libyschen Lagern gequält werden – Gottes Kinder! Die in Syrien wegen ihres Glaubens verfolgt werden – Gottes Kinder!

Natürlich sind mit dieser Botschaft Martin Luther Kings noch nicht die vielen schwierigen Fragen beantwortet, die uns heute herausfordern, politisch, wie ethisch: die Probleme von Migration, Fluchtursachen und Integration. Sie sind wahrlich nicht leicht zu lösen. Sie sind sicherlich aber nicht zu lösen, wenn wir die Augen vor den weltweiten Zusammenhängen verschließen. Es kann heute keine Lösungen mehr geben kann, wenn nicht die Welt global in den Blick kommt, und wenn nicht die Mitverantwortung für das Ganze gesehen wird.

VI.

Der Rat der EKD hat im vergangenen August ein Papier herausgegeben mit dem Titel „Konsens und Konflikt“. In diesem Papier wird unseren evangelischen

Gemeinden im Land Mut gemacht, die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Menschen zu suchen, die sich von den rechtspopulistischen Positionen angesprochen fühlen. Es hat immer schon abweichende Positionen in unserer Bevölkerung gegeben, die sich im öffentlichen Diskurs nicht vertreten gefühlt haben. Dass sie nun zutage treten, dass andere Auffassungen vertreten werden, - zum Beispiel über Familienbilder oder vom Zusammenleben der Völker in Europa, oder vom Klimawandel –, erfordert grundlegende sachliche Diskussionen.

Professor Schellnhuber vom Potsdam Institut für Klimafolgenforschung hat vor unserer Herbstsynode berichtet, wie erschüttert er war, in einer Talkshow nicht sachlich über die wissenschaftlichen Erkenntnisse reden zu können, nicht über das, was jetzt dringend zu tun ist, um eine Klimakatastrophe abzuwenden, sondern von einem rechtspopulistischen Gesprächspartner zu hören bekam, dass das ja alles nicht wahr wäre, mit dem menschengemachten Klimawandel. Nach einer kurzen Schrecksekunde habe er sich aber damit abgefunden, dass er nun wohl die Aufgabe habe, argumentativ wieder ganz von vorne anzufangen. Das ist offensichtlich unsere Situation heute: Eigentlich wäre dringend vernünftiges Handeln gefordert. Aber leider müssen wir vielfach wieder „zurück auf Los“ und von vorne anfangen, mit mühseligen Diskussionen.

Es ist ein „Kunststück der Nächstenliebe“, es zu schaffen, Gesprächspartner ernst zu nehmen, auch wenn sie Thesen vertreten, die wir selbst als sachlich und ethisch völlig unhaltbar ansehen. Das ist manchmal kaum möglich, wenn der Andere nur provozieren will. Aber mit einer solchen wertschätzenden Haltung steht und fällt die Ethik der Menschenwürde.

Die Schrift „Konsens und Konflikt“ macht Mut, diesen Weg zu gehen. Er bedeutet, sich auch in unseren Gemeinden kräftezehrenden Diskussionen zu stellen, wenn zum Beispiel ein rechtspopulistisch beeinflusstes Gemeindemitglied mit seinen Ansichten das gemütliche Zusammensein nach der Chorprobe ungemütlich macht. Und dieser Weg erfordert große Wachsamkeit: Wo wird das Gespräch missbraucht, um menschenverachtende Positionen zu vertreten? Da gilt dann die Null-Toleranz-Grenze.

VII.

Wo es aber darum geht, die Situation von Menschen wahrzunehmen, die reale Ausgrenzungserfahrungen gemacht haben, da ist unsere Gesprächsbereitschaft gefragt, da müssen wir Räume anbieten, in denen das ausgesprochen werden kann, was bedrückend ist.

Vielleicht sollten wir uns an die Klagepsalmen erinnern. Menschen, die klagen, sollen klagen dürfen. Und wer keinen Gott mehr als Gegenüber für seine Klage, seine Wut, seine Schuldzuweisungen kennt, der sucht sich andere Adressaten. Verständnis für die Klagenden zu haben, ist deshalb sicherlich richtig. Unterdrückte Verletzungen und Enttäuschungen treten an den Tag, die lange aufgestaut worden sind.

Ich nenne als Beispiel die Erfahrungen in den ostdeutschen Ländern. Menschen haben erlebt, dass kurz nach dem Fall der Mauer die Werte der Menschlichkeit vielfach untergegangen sind in der Goldgräbermentalität mancher Manager und Macher, die den Startvorteil der Westler im neu geeinten Deutschland schamlos ausgenutzt haben. Viele fühlen sich im Rückblick auf die Jahre nach 1989 übervorteilt und sind oft wirklich übervorteilt worden. Manche seit dem Fall der Mauer verdrängte Verletzungen treten nun heute mit Macht an die Oberfläche.

In wütender Verärgerung wird gefragt, geschrien, angeklagt: Wer sorgt für mich? Wen interessiert meine Lebensgeschichte? Bin ich, sind meine Kinder in der Fülle möglicher Lebensentwürfe, in der Vielfalt der Kulturen, die ich nicht kenne und die mich verunsichern, in den Risiken der globalen Veränderungen, eigentlich noch sicher? Wo ist der Ort, an dem ich mithalten kann und mich heimisch fühle? Für diese Fragen können und sollen wir Verständnis haben, und nach den Ursachen fragen. Und die Politik muss bereit sein, sich auf den Prüfstand stellen zu lassen: Wo sind tatsächlich die Bedürfnisse der Menschen nicht beachtet worden, zum Beispiel in den strukturschwachen Regionen unseres Landes? Was ist mit der Bildungsgerechtigkeit? Wie sieht es aus, mit bezahlbaren Wohnungen? Wo hat unsere soziale Marktwirtschaft die Waagschale des Sozialen nicht mehr ausreichend gefüllt? Wo werden zu sehr partikuläre Interessen bedient, statt das Gemeinwohl nachhaltig zu fördern?

Auf diese Fragen müssen Antworten gefunden werden. Aber sicher ist, dass Nationalismus, Menschenverachtung, Schuldzuweisung an die Schwächsten keine Lösungen sind.

VIII.

Ich glaube, wir sind in einer kritischen Phase unserer Geschichte. Das Projekt freiheitliche Demokratie steht auf dem Prüfstand. Es ist ein Erfolgsmodell sondergleichen, weltweit angesehen, bewundert, beneidet. Aber was nützt das alles, wenn es von innen heraus madig gemacht wird? Wenn Populisten Haltungen verbreiten, die das Projekt von innen heraus in Frage stellen?

Als Systemischer Berater habe ich gelernt, dass bei guten, innovativen Projekten nach einer gewissen, erfolgreichen Startphase, fast zwangsläufig eine Phase kommt, in der die alten Kräfte noch einmal den Aufstand proben: Missmut wird verbreitet, Pessimismus gestreut, Nostalgie wird wach, das Alte wird glorifiziert, um sich nicht den Neuerungen stellen zu müssen, das ganze Projekt wird in Frage gestellt. „Ambivalenzwippe“ nennt das die Systemische Beratung. Eine kritische Phase, in der sich entscheiden muss, ob das Projekt weitergeführt werden kann oder ob es scheitert. In dieser Phase gilt es unerschrocken und ruhig die Linie zu halten. Das führt zum Erfolg.

Vielleicht ist unsere freiheitliche Demokratie, geprägt von der Werteordnung der Menschenrechte, gerade in einer solchen Ambivalenzwippe. Dann lassen Sie uns Linie halten! Lassen Sie uns eine sachliche Streitkultur pflegen. Was das Theologische angeht ist eine Kirche, die die Barmer Theologische Erklärung zu ihren Bekenntnissen zählt, dafür gut gerüstet. Aber das brauche ich im Rheinland ja nicht zu betonen.

Ja, wir haben eine gute Botschaft zu verkündigen. Eine Botschaft, die Mauern zu Fall bringt und Menschen versöhnt, ohne Ansehen der Person. Darauf stellen wir uns in der Adventszeit neu ein und machen uns auf zu dem Kind in der Krippe – dem Zeichen Gottes für die unantastbare Menschenwürde.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Festvortrag

25 Jahre kirchliche Telefonseelsorge Berlin

„Ich bin da“ – Überlegungen zur *Solidarität* in der Seelsorge.

30. November 2013

I.

Verehrte Festgäste,

sehr geehrte Frau Kostka,

sehr geehrte Frau Kahl-Passoth und sehr geehrter Herr Matz,

sehr geehrter Herr Müller,

sehr geehrte Frau Schüler und sehr geehrter Herr Rosenbaum, die ich stellvertretend für alle Ehrenamtlichen in der Telefonseelsorge begrüße,

sehr geehrte Damen und Herren,

Kein Wort. Es ist still auf der anderen Seite der Leitung. Schweigeanrufe sind besonders bedrückend und schwer auszuhalten. Unüberwindbare Ängste, aber auch latente Aggressivität können sich dahinter verbergen, oder Kraftlosigkeit wie eine flehentliche Bitte. Was genau in der Person vorgeht, die da anruft und nichts sagt, lässt sich nicht herausfinden. Es ist schwer, diese Situationen auszuhalten, weil ein Telefonat nach unserem allgemeinen Verständnis doch dazu dient, ins Gespräch miteinander zu kommen. Die Rede ist das sichere Terrain der Telefonseelsorgerin bzw. des Telefonseelsorgers. Das Schweigen hingegen ist unsicherer Boden. Man kann sich ja nicht einmal an der körperlichen Gegenwart des Gegenübers festhalten und so die Stille deuten. Kein Blick, keine Bewegung, kein Geruch. Am Telefon ist wirklich „nur“ Stille, oder besser: Ich höre nur das Atmen des Anderen als Geräusch.

Aber gerade im Schweigen zeigt sich womöglich etwas von dem, was das Besondere der Seelsorge ausmacht im Vergleich zu anderen Gesprächsformen. Wo Schweigen ist, da geht es nicht um Beratung oder um konkrete Hilfestellung; da geht es nicht um – wenn auch gut gemeintes – Zureden oder Worte machen, um die Stille zu überbrücken. Sondern da geht es um das Dasein. Am Telefon ist das noch einmal eine größere Herausforderung, da zu sein, obwohl der Andere abwesend ist. Diese Herausforderung ist Chance. Denn indem wir deutlich machen, dass in aller erfahrenen Abwesenheit doch jemand da ist – und sei es im Schweigen – vergegenwärtigen wir den Gott, der immer bei uns ist und uns nahe kommen will. Wir erzählen von ihm, ohne Worte zu machen. Allein dadurch, dass wir da sind. Erreichbar. „Ich bin da“. Das ist das, was ich zuallererst geben kann. Darin kann ich solidarisch sein mit dem Anrufer. Dass ich dran bleibe. Dass ich höre; auch das Schweigen aufmerksam höre. Und dieses Schweigen solidarisch teile.

II.

Als Telefonseelsorgerinnen und -seelsorger sind Sie für jeden Menschen erreichbar, egal zu welcher Zeit. Das ist ein wichtiges Zeichen in die Gesellschaft hinein. Ein Zeichen der Menschlichkeit. Seelsorge ist etwas zutiefst Menschliches. Sie ist eine unverzichtbare und grundlegende Weise menschlichen Miteinanders. Seelsorge hängt mit der menschlichen Fundamentalerfahrung zusammen, dass wir Angewiesene sind, dass wir nicht immer allein zu Rande kommen – weder seelisch noch emotional, noch im Glauben, noch lebenspraktisch. Wir brauchen andere Menschen, und – wenigstens auf Zeit – auch immer wieder solche, die nicht unmittelbar zu unserem individuellen Bezugssystem wie Familie, Freunde oder Nachbarschaft gehören.

Mit der Telefonseelsorge hat sich über die Jahrzehnte hinweg ein Angebot entwickelt, das es Menschen ermöglicht, niedrigschwellig und anonym in Kontakt mit einem Gegenüber zu treten. Die Telefonseelsorge reagiert dabei auf das Phänomen, dass Menschen zunehmend weniger eingebunden sind in institutionelle oder gemeindliche Strukturen, in denen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner für Lebensfragen und Krisengespräche zur Verfügung stehen. Und sie reagiert auf den Bedarf, dass Menschen anonym bleiben wollen, aber dennoch einen persönlichen Gesprächspartner wünschen. Deshalb wird die Telefonseelsorge von bleibender Bedeutung sein, auch wenn neue Medien Kommunikationswege eröffnen, die ernst genommen und auch bedient werden sollten.

Die kirchliche Telefonseelsorge Berlin blickt nun schon auf eine 25jährige Geschichte zurück. In dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens hat sich vieles gewandelt und verändert. Allein wenn wir bedenken, welchen Vormarsch die Handys in der Gesellschaft seitdem genommen haben. Damit einhergehend hat sich auch das Selbstverständnis hinsichtlich der Telekommunikation geändert. Eine ständige Erreichbarkeit wird erwartet und diese Erwartung führt zusätzlich dazu, dass von jedem Ort und zu jeder Zeit von der Möglichkeit Gebrauch gemacht wird, ein Telefongespräch zu führen.

Die kirchliche Telefonseelsorge Berlin hat bereits vor der friedlichen Revolution ihre Arbeit aufgenommen. 1986 wurde erstmalig die Idee entwickelt, dass es auch im Ostteil der Stadt Berlin möglich sein muss, abends und in der Nacht einen Ansprechpartner in Krisensituationen zu finden. Es gab von Seiten des Staates erhebliche Vorbehalte gegen die Einrichtung einer Telefonseelsorge in

kirchlicher Trägerschaft. Trotz Schikanen und Versuchen, das Projekt abzuwenden, bildete sich im Januar 1988 ein Kuratorium, das von Beginn an ökumenisch besetzt war. Diese ökumenische Basis war von Anfang an eine besondere Stärke der Telefonseelsorge und sie zeigt beispielhaft, welchen Gewinn eine ökumenische Zusammenarbeit bringt. Das Kuratorium bestand aus dem Diakonischen Werk Berlin-Brandenburg, dem Caritasverband, dem Bischöflichen Ordinariat, dem Evangelischen Konsistorium und dem Bund der Evangelisch Freikirchlichen Gemeinden (damals noch Vereinigung Ost). Auf diesem starken Fundament begann vor 25 Jahren die Arbeit. Die ersten Ausbildungskurse begannen und am 1. November 1988 klingelte um 18.01 Uhr das erste Mal offiziell das Telefon bei der kirchlichen Telefonseelsorge Berlin-Mitte. Ein großes Problem waren anfangs die Sicherheitsbehörden der DDR, die die Telefonseelsorge belauscht haben. Jeden Abend gab es einen Schweigeanruf anderer Art, bei dem sich niemand meldete und man vermuten konnte, dass ein Tonbandgerät eingeschaltet wurde. Keine leichte Situation, wie damit umzugehen sei.

Nach der friedlichen Revolution führte die kirchliche Telefonseelsorge Berlin ihre Arbeit ohne Unterbrechung weiter. Es wurden Strukturen und Ausbildungskonzepte weiter entwickelt und nach internationalen Standards gearbeitet. Bereits 1989 konnte ein 24-Stunden-Dienst aufgenommen werden. Heute sind mehr als 140 ehrenamtliche Mitarbeitende beschäftigt, die täglich Dienst für die Menschen in dieser Stadt tun.

Die Telefonseelsorge lebt zu einem wesentlichen Teil von ihren ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Was es bedeutet, dass Ehrenamtliche Seelsorge leisten, lässt sich an diesem Arbeitsbereich gut studieren und könnte vorbildhaft auch für andere kirchliche Bereiche sein. Seelsorglicher Dienst ohne gute

Ausbildung und Vorbereitung sowie begleitende Supervision ist nicht möglich. Es ist Grund zu großem Dank und zu großer Freude, dass Menschen sich dafür finden und begeistern lassen, Menschen, die diese verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen und sich in den Dienst in der Telefonseelsorge stellen lassen. Mit der Telefonseelsorge schlagen Sie eine Brücke in die Gesellschaft hinein. Und zwar in die ganze Gesellschaft, auch zu den entkirchlichten Menschen. Die Telefonseelsorge ist ein gesellschaftlicher Seismograph. Hier erfahren Sie ganz unmittelbar, wie gesellschaftliche Entwicklungen sich bei Menschen niederschlagen. Was sie bewegt und beschäftigt. Die Telefonseelsorge hat ein Ohr an den Menschen. Darin liegt eine ihrer ganz großen Stärken und Chancen, dass Menschen ohne Ansehen ihrer Person, ihres Status, ihrer Herkunft, ihrer Religiosität oder sozialen Stellung anrufen können und ernst genommen werden. Auch, dass die Telefonseelsorge auf die gesellschaftliche Vielfalt reagiert und Verbindungen hält zu jüdischen und muslimischen Partnern, zur russischen Telefonseelsorge, zum Kinder- Jugend- und Elterntelefon sowie zur Email-Seelsorge, zeigt, dass die Telefonseelsorge sich als Angebot an jeden Menschen breit und hervorragend aufgestellt hat und sich zukunftsfähig ausrichtet.

III.

Gerade angesichts der Vielfalt und Breite, angesichts der Fülle der Themen und Unterschiedlichkeit der Anruferinnen und Anrufer kann es fruchtbar sein, genauer darüber nachzudenken, worin denn das spezifisch seelsorgliche dieser Arbeit besteht. Das möchte im Folgenden in aller gebotenen Kürze ein wenig entfalten. Natürlich geht es dabei nicht darum, den Seelsorgebegriff abschließend zu klären und eine Unterscheidung zwischen Seelsorgeanruf und sonstigen Anrufen aufzumachen. Wenn ein Mensch bei der Telefonseelsorge anruft, geht es nicht darum

herauszubekommen, ob er „hier richtig“ ist. Ob es sich also um einen Seelsorgeanruf handelt oder nicht. Das wäre absurd. Sondern der Anrufer oder die Anruferin selbst hat dies schon entschieden, als er die Nummer gewählt hat. Es geht vielmehr darum, selbst sensibel zu werden für die Dimension der Seelsorge in der Arbeit, die Sie am Telefon leisten. Eine solche Reflexion kann dem eigenen Selbstverständnis und dem Verständnis der Gesprächssituation dienen.

„Seelsorge“ ist vielen heute ein fremdes Wort geworden, obwohl es ganz selbstverständlich verwendet wird. Jeder und jede hat schon einmal von Seelsorge gehört. Und es gibt eine ungefähre Vorstellung davon, worum es sich dabei handelt. Seelsorge ist nicht unbekannt, aber doch fremd. Das Wort hat einen etwas altertümlichen und doch zugleich exklusiven Klang. Obgleich nicht ausschließlich ein religiöser Begriff, so wird Seelsorge im Alltagsverständnis jedoch schnell der religiösen Sphäre zugeordnet. Seelsorge wird im eigenen Sprachgebrauch meist ungern verwendet. Viele denken: Seelsorge ist sehr wichtig, aber ich hoffe, dass ich sie selbst nicht brauche. Deshalb wird lieber von „Gespräch“, „Beratung“ oder „Aussprache“ gesprochen. Das erscheint unverfänglicher, als von Seelsorge zu sprechen, die ich in Anspruch nehme.

Seelsorge ist ein Phänomen menschlicher Kommunikation und ist wie diese zeit- und situationsabhängig. Deshalb gibt es nicht die eine Seelsorge, sondern was Seelsorge ist, entwickelt sich immer weiter und immer wieder neu. Ein kurzer Blick in die Geschichte der Seelsorge kann das verdeutlichen.

- In der *Alten Kirche* wurde Seelsorge als Kampf gegen die Sünde verstanden. Für das im endzeitlichen Erwartungshorizont lebende frühe Christentum spielt das Streben nach möglichst sündloser Seinsweise eine bedeutende Rolle. So heißt es etwa bei dem griechischen Kirchenvater Origenes:

„Ich glaube, wir haben unsere Seele [...] als eine Leihgabe Gottes erhalten [...] Die Leihgabe also, die du ohne Zweifel bekommen hast, musst du unversehrt zurückerstatten.“

- Im *Mittelalter* kam Seelsorge als Beichte deutlich zum Vorschein. Die kirchliche Seelsorge wurde entscheidend geprägt von der Institution des Bußsakraments. Die Fragen nach der Gnade und dem Verhältnis von Werken und Glauben spielte hier eine Rolle.
- Bei *Luther* steht Seelsorge als Trost im Mittelpunkt. Trost verstanden als die Erfahrung der Gerechtigkeit Gottes allein aus Glauben. Diese Erfahrung macht das glaubende Gewissen, das vor Gott steht. Seelsorge hat damit ihren Ort auch jenseits des kirchlichen Bußsakraments gefunden.
- Die *Schweizer Reformation* betont die Seelsorge als Hirtendienst und bringt damit systemische Aspekte in den Blick.
- Im *Pietismus* rückt die Seelsorge als Erbauung in den Horizont. Die persönliche Glaubenserfahrung wird in der Seelsorge aktuell.
- Und mit der *Aufklärung* verbinden sich mit der Seelsorge die Begriffe Bildung und Lebenshilfe.

Es handelt sich bei diesem kurzen Abriss nur um ganz holzschnittartig dargestellte Typen von Seelsorge. Und für jede Epoche ließen sich Gegenbeispiele und andere Nuancen finden. Ich finde es trotzdem hilfreich, sich vor Augen zu führen, dass bestimmte Zeiten und Gesellschaften ihre Fragen hatten, die sich auch in den Konzeptionen von Seelsorge niedergeschlagen haben. Das lehrt uns heute Demut. Wir können nicht die Seelsorge „an sich“ und frei von ihren Kontexten her bestimmen. Vielmehr wird eine Breite an Themen und Haltungen deutlich, die als seelsorglich in den Blick kommen. Und wenn Menschen bei der Telefonseelsorge anrufen, dann werden viele dieser Themen bis heute eine Rolle

spielen. Wenn es etwa um die Erfahrung von verfehltem Leben geht, oder um die Suche nach Trost jenseits der Machbarkeiten dieser Welt, oder in der Frage nach einer tragfähigen Gemeinschaft, um Fragen nach der Frömmigkeit oder um konkrete Hilfe, an wen man sich mit Problemen wenden kann und wer einem weiterhilft.

IV.

Die Vielfalt der Themen und Deutungsweisen hinsichtlich von Seelsorge müssen erhalten bleiben. Es macht keinen Sinn, Seelsorge eindeutig bestimmen zu wollen. Ich möchte daher in Anschluss an den Theologen *Henning Luther* eine Unterscheidung einführen, die uns unterhalb der Themen und konkreten Ausformungen von Seelsorge sensibel machen kann für die Besonderheit seelsorglicher Kommunikation. Henning Luther unterscheidet in seinem gleichnamigen Aufsatz zwischen *Alltagssorge* und *Seelsorge*.⁶

Hennig Luther orientiert sich dabei an dem Seelsorgebegriff des evangelischen Theologen und Pfarrers Eduard Thurneysen. Er hat darauf abgehoben, dass Seelsorge nicht die Sorge um die Seele des Menschen ist, sondern Sorge um den Menschen als Seele.⁷ Das eröffnet eine neue Perspektive. Denn es geht dann nicht mehr darum, etwas am oder im Menschen zu verändern, sondern darum, den Menschen als Ganzen in den Blick zu nehmen. Und so bringt Seelsorge den ganzen Menschen zur Sprache.

Diese Differenzierung aufnehmend, unterscheidet Henning Luther zwischen *Alltagssorge* und *Seelsorge*. Die *Alltagssorge* richtet sich auf Teilbereiche des

⁶ Henning Luther: *Alltagssorge und Seelsorge. Zur Kritik am Defizitmodell des Helfens*. In: Ders., *Religion und Alltag*. Stuttgart 1992.

⁷ Vgl. E. Thurneysen: *Rechtfertigung und Seelsorge*. In: F. Wintzer (Hg.): *Seelsorge*. München 1978, S. 85.

Lebens, auf das, was der Mensch in seinem konkreten Lebens- und Beziehungsgeflecht vorfindet. In der Alltagsorge geht es darum, sich dieser vorgefundenen Wirklichkeit anzupassen und sie lebbar zu gestalten. Alltagsorge sorgt sich somit um das Gelingen der Anpassung an die gesellschaftlich normierten Verhaltenserwartungen. Sie zielt auf Realitätstüchtigkeit. Sie bleibt im Horizont der vorgefundenen Wirklichkeit und ihren Herausforderungen.

Die andere Perspektive, das überschießende Moment, durch das sich Seelsorge von Alltagsorge unterscheidet, bricht an der Erfahrung auf, dass das Menschsein und dass gelingendes Leben nicht in dem aufgeht, was an sozialer Wirklichkeit vorgegeben ist. Seelsorge durchbricht die Eindimensionalität bloßer Alltagsroutine und ermöglicht es, Abstand zu gewinnen. Sie erweitert die vorgefundene Realität, indem sie den Möglichkeitssinn der Welt freilegt. Christliche Seelsorge gründet also darin, dass das Menschsein des Menschen nicht im Vorhandenen aufgeht. Sie zielt darauf, Menschen aus der Fixierung auf je bestimmte Zustände zu befreien und ihnen Möglichkeiten zur Veränderung freizulegen. Seelsorge geht damit kritisch über die Alltagsorge hinaus. Alltagsorge bindet den Menschen an das Vorhandene, an soziale Übereinkünfte. In dieser Anpassung schränkt sie ihn zugleich immer ein. Seelsorge ergreift dagegen immer auch Partei für den noch nicht vorhandenen Menschen, für seine verstellten, unentfalteten Möglichkeiten.

Diese Dimensionen des Lebens und der Seelsorge scheinen in der gesamten biblischen Botschaft und im Neuen Testament durch. Jesu Sorge und Zuwendung zu den Menschen gilt nie nur allein der Realitätstüchtigung, der Wiederherstellung der Fähigkeit zu normalem, angepasstem Verhalten, sondern öffnet durch seine Gesetzes-, Normen- und Institutionenkritik, durch die Offenlegung

verfehlten Lebens (Sünde), immer zugleich den Freiraum neuen, anderen Lebens. Die Geschichte vom Ährenraufen am Sabbath und von den Sabbathheilungen zeigen beispielhaft, wie Jesu heilendes Handeln unlöslich verknüpft ist mit der radikalen Kritik und Verletzung konventionell eingespielter Lebensformen und –normen. Die Realität des Alltags wird von Jesus nicht als letzte anerkannt, sondern kritisch aufgebrochen und in den Horizont lebensschaffender und lebenserneuernder Möglichkeiten gestellt.

Alltagssorge zielt auf Wiedereingliederung. Sie bezieht sich auf Teilaspekte des Lebens und Handelns. Seelsorge richtet sich auf den Menschen als Ganzen. Sie beinhaltet immer ein kritisches Moment, indem sie den Möglichkeitshorizont des Lebens aufdeckt. Seelsorge schafft damit Freiheit.

V.

Die Unterscheidung zwischen Alltagssorge und Seelsorge hat konkrete Bedeutung für die Gesprächssituation.

Die Alltagssorge neigt dazu, im Gespräch ein Gefälle zu erzeugen, das als Defizitperspektive beschrieben werden kann. Eine Defizitperspektive sieht den Adressaten prinzipiell mit einem Mangel behaftet, dem Andere, die gleichsam defizitfrei sind, abzuhelfen suchen. Im Defizitmodell steht die Beratung in der Gefahr, in ein Oben-Unten-Gefälle zu geraten, in dem Starke, Gesunde, Lebende sich helfend dem Schwachen, Kranken, Sterbenden zuwenden.

Seelsorge dagegen, die den ganzen Menschen im Blick hat, kennt nur Betroffene. Für sie ist keiner nicht betroffen. Die in Grenzsituationen aufbrechenden Fragen und Probleme werden zwar akut erfahrbar zuerst von jenen, die unter

Leidensdruck stehen und anderen als hilfsbedürftig erscheinen. Es bedeutet aber Verdrängung, wenn die Seelsorgerin oder der Seelsorger sich als davon unbetroffen zeigen würde. Wer hört, ist immer mitbetroffen und das ist schwer auszuhalten. Und weil den Gesunden, Starken, Lebenden diese radikale Solidarität der Betroffenheit so schwer fällt, müssen Seelsorgerinnen und Seelsorger ihre Betroffenheit erkennen und mir umgehen lernen. Darum kann es hilfreich sein, die Beziehung umzukehren: die Helfer lernen von den Hilflosen, die Schwachen, Kranken, Sterbenden werden zu Lehrmeistern für die Starken, Gesunden, Lebenden. Wenn wir aber alle betroffen sind, lässt sich die seelsorgliche Perspektive prinzipiell nur in der Einstellung der Solidarität vollziehen.

Eine solidarische Begegnung mit dem Anderen hindert uns, die Probleme und das Leiden der Gesprächspartner nur als deren persönliches Problem, als deren Mangel anzusehen. Sie kann uns daran erinnern, dass ihr Leiden immer auch ein Leiden an unserer Welt ist. Wer aus der Welt fällt, wirft ein Licht auf den Riss, der durch unsere Welt geht und der keine vorschnelle Versöhnung zulässt. Vom Leiden der anderen und von ihrem Anderssein her kann der Seelsorger, die Seelsorgerin lernen, dass wir uns auf dieser Erde nie ganz zu Hause fühlen können.

VI.

Damit sind wir wieder beim Anfang. Beim Schweigen. „Ich bin da“. Nun aber in einer grundsätzlich anderen Hinsicht. Denn unser Schweigen ist zugleich ein Eingeständnis, dass wir selbst es nicht besser wissen, weil wir selbst Betroffene sind. Gerade darin aber können wir ein echtes Gegenüber sein. In solidarischer Weise. Ich nehme Anteil an dem, was mir der Anrufer bzw. die Anruferin anvertraut. Ich kann das, was er oder sie mir erzählt, oftmals nicht besser beurteilen oder Lösungen anbieten, weil ich selbst Teil der Welt und selbst

betroffen bin von der Welt, von der mein Gegenüber erzählt. Ich weiß nicht mehr, als diejenigen, die mir etwas von sich erzählen. Aber das muss auch nicht sein. Das Wesentliche ist, dass ich da bin. Und höre. Das ist das Allereinfachste. Aber so ist das meistens: das Einfachste ist das Schwerste.

Wo wir in dieser Weise solidarisch werden, da ereignet sich etwas von dem, was Seelsorge ist. Das heißt nicht, dass wir nicht auch beraten sollen. Bitte verstehen Sie die Unterscheidung von Alltagsorge und Seelsorge nicht im Sinne einer Alternative. Sondern wie ich oben sagte, sie soll uns sensibilisieren für die spezifische Dimension seelsorglicher Zuwendung. Sie dient dem besseren Verständnis unserer Selbst und unseres Tuns. Und sie macht deutlich, welche große und unabschließbare Aufgabe die Seelsorge bildet. Denn sie stellt immer wieder auch uns selbst und unser Leben in Frage.

Dass Sie in der kirchlichen Telefonseelsorge sich dieser Aufgabe stellen, das hat meinen höchsten Respekt. Ich danke Ihnen für Ihr Engagement. Sie leisten hier eine Arbeit, die im Wesentlichen von Ehrenamtlichen getan wird und die unverzichtbar ist für die Kirchen und für die Gesellschaft. Sie halten im Bewusstsein, dass über das hinaus, was wir im Leben vorfinden, immer jemand da ist, an den wir uns wenden können. Für diejenigen, die anrufen und auch für uns selbst. Denn es ist Gott, der zu uns spricht: „Ich bin da!“

Ich wünsche Ihnen für Ihren Dienst in der Telefonseelsorge weiterhin viel Kraft und Zutrauen in die Gegenwart Gottes und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

„Medizin und Theologie – zwei Disziplinen, ein Thema: der Mensch“

Verleihung der Promotionsurkunden an Studierende der Charité

03. Juni 2012

Sehr geehrte Frau Dekanin Grüters-Kieslich,

sehr geehrter Herr Vorsitzender der Promotionskommission, Professor Oestmann,

sehr geehrter Herr Professor Sperling vom Alumni-Club der Charité,

sehr geehrte Promovendinnen und Promovenden, die Sie heute die Promotionsurkunde überreicht bekommen,

sehr geehrte Goldpromovendinnen und Goldpromovenden, die Sie die „Goldene Doktorurkunde“ erhalten werden,

verehrte Festgäste!

Es ist ein besonderer Moment, die Promotionsurkunde erstmalig in Händen zu halten, oder im Rückblick auf 50 Jahre Engagement im Dienst der Medizin geehrt zu werden. Zu dieser besonderen Feier wollen Sie Ihren Blick interdisziplinär weiten und haben mich dazu eingeladen, über das Thema „Medizin und Theologie – zwei Disziplinen, ein Thema: der Mensch“ zu sprechen.

I. Hoffnung auf Heilung

Ich beginne mit einer Frage: Stirbt die Hoffnung zuletzt, wie es ein inzwischen verbreiteter Spruch sagt? – „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Oder bleibt die Hoffnung, auch wenn alles andere vergeht? So sagt es der Apostel Paulus im

Hohelied der Liebe, dem wohl berühmtesten Abschnitt der Bibel: „Nun aber *bleiben* Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei...“?

Die Frage nach der Hoffnung begegnet ständig im ärztlichen Alltag und auch grundlegend in der medizinischen Forschung. Es geht um die Lebenshoffnung des Menschen. Hoffnung können in einer Krankheitssituation alle haben oder auch keiner mehr: der behandelnde Arzt, der Kranke, die Angehörigen.

„Gibt es noch Hoffnung für mich?“

Ärztinnen und Ärzte werden, völlig zu Recht, sofort über Therapien und Operationen, über Medikationen und Behandlungen nachdenken. Die Frage nach der Hoffnung wird bezogen auf die körperliche, organische Verfasstheit des Menschen. Aber die Frage des Patienten geht in dieser Sichtweise nicht auf. Man könnte sagen, „Das ist doch selbstverständlich.“ Aber dennoch habe ich auch Sätze wie diese im Ohr: „Wir können ihnen keine Hoffnung mehr machen.“

Der Mediziner Frank Erbguth führt dazu aus:

„Der Arzt will sagen: Unsere medizinischen Ziele (auf Heilung und Überleben) sind nicht mehr zu erreichen. Das aber ist etwas anderes als das ‘keine Hoffnung mehr machen’ ...“

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Beschränkung auf ein einziges Beschreibungssystem der Wirklichkeit zu kurz greift. Wer Gesundheit und Heilung rein medizinisch-naturwissenschaftlich begreift, wird dem Menschen, um den es geht, nicht vollständig gerecht. Sie oder er wird womöglich dem Heilsein, dem inneren Frieden des Menschen sogar im Wege stehen.

Selbstverständlich gilt das Gleiche umgekehrt auch für die theologische Betrachtungsweise der Hoffnung. Der bloße Verweis darauf, auf Gott zu hoffen, bleibt

leer, wenn er von der körperlichen und sozialen Verfasstheit des Menschen absieht. Hoffnung, die sich spirituell verflüchtigt, ist keine Hoffnung, die am Leben Anhalt hat.

An diesem Beispiel des Hoffnungsbegriffs wird gut sichtbar, dass ein Auseinanderreißen von Theologie und Medizin kontraproduktiv ist. Medizinische und spirituelle/ existentielle Fragen kommen vielmehr zusammen. Diese können und müssen unterschieden, aber dürfen nicht prinzipiell voneinander getrennt werden. Denn auch der Mensch lässt sich nicht spalten in ein medizinisches und ein existentiell betroffenes Wesen.

Und der Mensch ist ja gerade der Fokus der Medizin, die sich als *Humanmedizin* versteht. Der Gegenstand der Theorie und der Praxis, die Zielgröße dieser Disziplin ist der Mensch. Die Medizin ist damit eine zutiefst anthropologische Disziplin.

Und dasselbe gilt für die Theologie. Gerade im 20. Jahrhundert erkannte die Theologie die Bedeutung der Anthropologie. Eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Gott und Mensch, von Immanenz und Transzendenz als zentrale Gegenstände der Theologie, ist ohne eine Auseinandersetzung mit dem Wesen des Menschen, des Mensch-Seins nicht denkbar.

Im Blick auf den Menschen kommen Medizin und Theologie also notwendig zusammen – sage ich. Aber selbstverständlich ist diese komplementäre Sichtweise keineswegs.

II. Der Arzt in der Bibel

In der historischen Betrachtung weist das Verhältnis von Theologie und Medizin deutliche Ambivalenzen auf. Die frühchristlichen Gemeinden zählten die Krankenfürsorge zwar zu ihren zentralen Aufgaben. Sie sahen in dem Engagement für den kranken Menschen eine Form der Konkretisierung der karitativen Hingabe, der Nächstenliebe.

Dieser Hochschätzung der Medizin in den frühen christlichen Gemeinden standen aber auch erhebliche traditionelle Vorbehalte gegenüber. Einige Zitate aus der biblischen Tradition mögen das anschaulich belegen:

„Ich bin der Herr, dein Arzt“ ([Exodus 15,26](#)) ... sagt Gott!

Und – Sie verzeihen ein etwas drastischeres Zitat:

„Wer vor seinem Schöpfer sündigt, wird in des Arztes Hände überliefert“
(Jesus Sirach 38,15)

Aber es gibt auch vorsichtig-aner kennende Sätze für die Mediziner:

„Schätze den Arzt, weil man ihn braucht, denn auch ihn hat Gott erschaffen!“ (Jesus Sirach 38,1)

In diesen Zitaten zeigt sich, dass in der biblischen Tradition der Glaube der ärztlichen Tätigkeit vorgeordnet wurde. Weil alles Leben sich Gottes Gnade verdankt und er allein der Herr über Leben und Tod ist, spielte die ärztliche Heilkunst eine sekundäre, untergeordnete Rolle.

III. Die Emanzipation der Medizin

Dieses Verhältnis hat sich allerdings in der historischen Entwicklung bis heute umgekehrt. In Sätzen wie „Da hilft nur noch beten“ wird das beispielhaft deutlich. Oder wenn der Besuch einer Pfarrerin oder eines Pfarrers im Krankenhaus von einem Patienten abgelehnt wird mit dem freundlichen Hinweis: „Vielen Dank, aber soweit ist es noch nicht!“ – Es scheint, als komme die Theologie erst dann ins Spiel, wenn die Medizin an ihr Ende gelangt ist.

Wie kam es zu dieser Diastase?

Im Zuge der Neuzeit und der Aufklärung kommt es zu einer Emanzipation der menschlichen Vernunft und zur Entwicklung der modernen Wissenschaften. In eindrücklicher Weise wird diese Verschiebung hin zu einem naturwissenschaftlichen Weltbild an dem englischen Philosophen Francis Bacon (1561-1626) deutlich. In seiner „Geschichte der Medizin“ führt Wolfgang Eckart dazu aus:

"Unter seinem (Bacons) maßgeblichen Einfluß vollzog sich die ... Hinwendung zum induktiven Erkenntnisverfahren. Beobachtung, Experiment und induktives Erkennen bildeten die tragenden Säulen der von Bacon angestrebten 'instauratio magna' (*der großen Erneuerung*). [...] Die neue Erkenntnishaltung bestimmte die neuen Forschungsziele ebenso wie die Wege dorthin. Sie weckte das Bedürfnis nach geistig und technisch verfeinerten Erkenntnismethoden, die sich dem neuen Forscher quasi zwangsläufig bei seiner Beschäftigung mit den Problemstellungen in

Physik, Chemie, Mathematik und Medizin anboten. Sie befähigten ihn, das Erkannte nicht mehr im alten Sinne dogmatisch, sondern modern naturwissenschaftlich zu erkennen, zu interpretieren Dieser Prozeß ... schritt nun im 17. Jahrhundert konsequent voran: in der Anatomie, [...], in der Physiologie". (Vgl. Eckart 1998 / 172)

Damit war der Weg zur modernen Medizin als Naturwissenschaft beschritten. Die Erkenntnisse der Biologie und Chemie führten schließlich zu einem immer feineren Verständnis des menschlichen Organismus. Die naturwissenschaftliche Methodik wurde zum alles bestimmenden Handwerkszeug der Medizin. Und so orientierte sich die ärztliche Ausbildung zunehmend am Katalog der Naturwissenschaften.

IV. Postmoderne Vielfalt der Sichtweisen

Diese kurze Skizze zu den historischen Entwicklungen der Medizin macht deutlich, wie es zu einer Abgrenzung und Distanzierung von Theologie und Medizin gekommen ist.

Zwei Momente spielen für diese Distanzierung eine besondere Rolle. Zum einen der aus der griechischen Philosophie stammende und übernommene Leib-Seele-Dualismus, der in der Epoche Bacons durch René Descartes (1596-1650) neu wirkmächtig wurde. Dieser Dualismus legt eine Trennung von Seelenheil und körperlicher Gesundheit nahe, damit einhergehend auch eine Spaltung von Theologie und Medizin.

Zum anderen spiegelt sich in dem Gegensatz von Theologie und Medizin auch der Gegensatz von Naturwissenschaft und Religion wider. Bis in die Gegenwart wird dieser Gegensatz formuliert. Jüngst war in einer großen Berliner Zeitung wieder einmal ein Artikel zu lesen, der davon spricht, dass Wissenschaft und Religion nicht zusammen denkbar seien. Da wird der Graben aufgerissen zwischen naturwissenschaftlichem und religiösem Weltbild. Das eine sei der Vernunft und der Rationalität, das andere dem bloßen Glauben und der Willkür verpflichtet. Solche Thesen sind deshalb ärgerlich, weil sie etwa 130 Jahre theologische Entwicklung nicht zur Kenntnis nehmen.

Inzwischen sind solche Konstruktionen eines prinzipiellen Gegensatzes überholt. Theologie und Naturwissenschaft müssen als unterschiedliche Zugänge zur Wirklichkeit verstanden und produktiv aufeinander bezogen werden. Im Anschluss an Niklas Luhmann könnte man sagen, es sind verschiedene Kommunikationsweisen, um die Welt zu beschreiben. Indem sie beschreiben haben sie aber auch blinde Flecken, denn Beschreibungen können jeweils nur einen Ausschnitt des Beschriebenen erfassen. Sie können nicht sehen, was sie nicht anschauen und auch nicht anschauen wollen oder müssen. Daher ergänzen sich diese Weltbeschreibungen, die eine sieht, was die andere nicht sehen kann und umgekehrt.

Eine Theologie, die sich als die einzig wahre Weltbeschreibung versteht und die Naturwissenschaften meidet, ist ebenso ideologisiert und dogmatistisch, wie eine Naturwissenschaft, die theologische Zugänge zur Wirklichkeit als unwissenschaftlich abtut, nur weil sie auf einem anderen wissenschaftlichen Erkenntnisansatz beruht und andere Fragestellungen verfolgt. Weiterführend ist es, der Vieldimensionalität der Wirklichkeit mit produktiven Perspektiven zu ihrem

Recht zu verhelfen. Eine postmoderne, multiperspektivische Sicht der Wirklichkeit enthält die Chance, einen solchen Ansatz zu gewinnen.

V. Das Zusammenwirken von Theologie und Medizin in der „palliative care“

Am Beispiel der „palliative care“ möchte ich dies für das Verhältnis von Medizin und Theologie skizzieren, denn in der Palliativmedizin zeigt sich, wie fruchtbar das Zusammenwirken der Disziplinen für beide Seiten ist.

Erstmals in der neueren Medizingeschichte wurde in der WHO-Definition zur Palliativmedizin das Thema Spiritualität auf eine Ebene gestellt mit den physischen und psychosozialen Bereichen in der Krankenversorgung. In der Definition heißt es:

„Palliative Care ist ein Ansatz, der die Lebensqualität von Patienten und deren Familien verbessert, die den Problemen gegenüberstehen, welche mit lebensbedrohlicher Krankheit zusammenhängen, durch die Prävention und Linderung von Leiden mittels einer frühen Erkennung und einwandfreien Einschätzung und Behandlung von Schmerzen und anderen Problemen – physischen, psychosozialen und spirituellen.“ (World Health Organisation 2007:3).

Wie aber kann die spirituelle Dimension in die Palliativmedizin eingetragen werden? Ich gebe dazu aus der Sicht evangelischer Theologie einige Anregungen:

Theologisch sprechen wir vom Menschen als „Ebenbild Gottes“. Darin drückt sich *nicht* aus, der Mensch sei wie Gott, sondern: Der Mensch steht in der unverbrüchlichen Verbindung zu Gott, der ihn geschaffen hat und ihm seine

unverlierbare Würde zuerkennt. Er kann sich diese Würde nicht selbst geben, sie kann ihm deshalb aber auch von niemandem entzogen werden. Als Christen sehen wir diese anthropologische Konzeption gut in der Formulierung des Grundgesetzes aufgehoben, wenn es dort heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Aus der Ebenbildlichkeit Gottes kann ich drei Aspekte ableiten:

1) Ebenbildlichkeit Gottes heißt, das Leben ist mir von Gott geschenkt.

Die Metapher des Geschenks macht deutlich, dass mir das Leben ohne Leistung oder Verdienst verliehen wird. Dieser Gedanke kann uns davon befreien zu glauben, wir könnten und müssten das Leben des Menschen erlösen. Wir können den Menschen begleiten, das ihm geschenkte Leben zu bewältigen, als Mediziner mit der größtmöglichen medizinischen Perfektion. Aber wir sind nicht verantwortlich für das Leben selbst. Wir können und sollen dem Leben dienen, aber nicht das Leben machen wollen. Das ist ein kleiner, aber wesentlicher Unterschied. Das Leben als Geschenk zu begreifen, bedeutet, die Endlichkeit des Lebens zu erkennen und zu akzeptieren, statt zu versuchen, seine Begrenztheiten und seinen endlichen Charakter zu überwinden und zu besiegen.

2) Ebenbildlichkeit Gottes heißt, die Würde ist dem Menschen unverbrüchlich zuerkannt.

Menschliches Leben muss vor Zerstörung, Verletzungen und Übergriffen in allen Phasen von der Empfängnis bis zum Tod geschützt werden. Der Schutz der Würde eines Menschen beinhaltet auch die Achtung vor der Persönlichkeit, die sich in der individuellen Lebensgeschichte eines Menschen zeigt. Daher gilt es auch die Autonomie und Selbstbestimmung des Menschen zu achten. Die Würde

des anderen ruft uns in Erinnerung, dass nicht wir für den anderen entscheiden sollen, und dort, wo wir es dennoch müssen, umso sensibler darauf achten müssen, dass wir der Würde des Anderen Geltung verschaffen sollen. Dazu kommt ein Drittes:

3) Ebenbildlichkeit Gottes heißt, der Mensch ist vom Grunde seines Seins ein Beziehungswesen.

Die Autonomie des Menschen gilt nicht absolut, denn er kann nicht ausschließlich aus sich selbst heraus leben und sollte nicht auf sich selbst gestellt sterben müssen. Jeder Mensch braucht Kontakt, Fürsorge und Mitgefühl. Im Einklang mit dieser Sichtweise haben umfangreiche Forschungs-, Bildungs- und Ausbildungsprogramme zur Pflege am Lebensende den interdisziplinären Charakter und deren Bedarf unterstrichen, auf alle Dimensionen menschlichen Lebens einzugehen. Medizinische Behandlung hört nicht auf, wenn körperliche Heilung nicht mehr in Sicht ist. Und spirituelle Begleitung beginnt nicht erst im Sterbeprozess, sondern schon weit davor in der Begleitung von Menschen.

VI. Schluss

„Die ärztliche Kunst vollendet sich in der Zurücknahme ihrer selbst und in der Freigabe des anderen“, schreibt der Philosoph Hans-Georg Gadamer (Über die Verborgenheit der Gesundheit, Frankfurt 8/2003, 64.)

In diesen Worten wird noch einmal deutlich, von welcher großer Bedeutung die spirituellen Fragen auch für die Medizin sind. Lebendigkeit und Heilung können sich nur vollenden, wo wir den Anderen freigeben, wo wir nicht mehr nur im

Blick haben ihn *gesund* zu machen, sondern ihn ganzheitlich *heil* werden zu lassen.

Der Mediziner Gian Domenico Borasio sagt,

„mit der Entwicklung des Fachgebiets Palliativmedizin ist in der modernen Medizin ein Paradigmenwechsel eingeleitet worden: von einer organozentrischen, technokratischen zu einer anthropozentrischen, ganzheitlichen Perspektive“. Es besteht eine große Chance darin, über die Fachgrenzen hinaus miteinander zusammen zu arbeiten. „Im Idealfall kann dieser Austausch zu einer Horizontverschmelzung führen, die es erlaubt, für jeden sich unserer Professionalität anvertrauenden Menschen mitsamt seinem sozialen Umfeld die angemessene Form der Begleitung zu erspüren. Die spirituelle Dimension stellt dabei jenen Mehrwert dar, der den qualitativen Unterschied zwischen ‘Cure’ (Heilung) und ‘Care’ (Betreuung, sorgfältige Behandlung) ausmacht.“

Ich habe anhand dieses Beispiels der Palliativ Care versucht, deutlich zu machen, wie die theologische und medizinisch-naturwissenschaftliche Sicht des Menschen einander produktiv ergänzen können.

Sie als Medizinerinnen und Mediziner, die Sie heute wissenschaftlich geehrt werden, haben eine hochspezialisierte naturwissenschaftliche Ausbildung für einen Beruf, der wie kaum ein anderer unmittelbar mit den Fragen nach Tod und Leben, mit existentieller Sorge und Hoffnung konfrontiert ist. Auch darin drückt sich eine innere Nähe zur Theologie aus.

Ich wünsche Ihnen für Ihren Berufsweg und auch Ihren persönlichen Lebensweg weiterhin alles Gute und Erfolg. Sie haben einen wunderbaren Beruf, in dem Sie viel Gutes und Heilsames bewirken können, umso mehr, je mehr sie in den Horizont der Hoffnung auch die existentiellen Komponenten eintragen und sich so eine ganzheitliche Sicht auf den Menschen bewahren.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.